

การพิสูจน์อัตลักษณ์ของตัวละครสตรีในนวนิยายเรื่องเกรฟีนเฟาสตินา ของ อีดา ฮาน-ฮาน
และเรื่อง เฮอร์ เดิม เลเบน อายเนอ เฟรา ของ ลูอิเซ่ แอสตัน

นางสาวรวงคณา ศิริวานนท์

สถาบันวิทยบริการ

จุฬาลงกรณ์มหาวิทยาลัย

วิทยานิพนธ์นี้เป็นส่วนหนึ่งของการศึกษาตามหลักสูตรปริญญาอักษรศาสตรมหาบัณฑิต

สาขาวิชาภาษาเยอรมัน ภาควิชาภาษาตะวันตก

คณะอักษรศาสตร์ จุฬาลงกรณ์มหาวิทยาลัย

ปีการศึกษา 2546

ISBN 974-17-3531-6

ลิขสิทธิ์ของจุฬาลงกรณ์มหาวิทยาลัย

SELBSTVERWIRKLICHUNG DER FRAUENFIGUREN IN
IDA HAHN-HAHNS ROMAN *GRÄFIN FAUSTINE* UND
LOUISE ASTONS ROMAN *AUS DEM LEBEN EINER FRAU*

Miss Warangkana Siriwanont

สถาบันวิทยบริการ
Diese Arbeit ist Bestandteil der Anforderungen

จุฬาลงกรณ์มหาวิทยาลัย
Zur Erlangung des Magistergrades

Abteilung für Westliche Sprachen

Philosophische Fakultät

Chulalongkorn Universität

Studienjahr 2003

ISBN 974-17-3531-6

Titel der Arbeit Selbstverwirklichung der Frauenfiguren in Ida Hahn-
Hahns Roman *Gräfin Faustine* und Louise Astons
Roman *Aus dem Leben einer Frau*

Von Warangkana Siriwanont

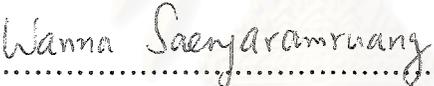
Fachrichtung Germanistik/Deutsch

Hauptgutachter Associate Professor Thanomnuan O'charoen

Angenommen von der philosophischen Fakultät, Chulalongkorn Universität
als Teilerfüllung der Prüfungsbedingungen für den Magistergrad.


..... Dekanin der philosophischen Fakultät
(Assistant Professor Dr. M.R. Kalaya Tingsabadh)

Prüfungskommission


..... Vorsitzender
(Associate Professor Dr. Wanna Saengaramruang)


..... Hauptgutachter
(Associate Professor Thanomnuan O'charoen)


..... Zweiter Gutachter
(Dr. Carolin Mülverstedt)


..... Mitglied
(Herr Björn Laser)


..... Mitglied
(Assistant Professor Chusi Mewongukote)

4480189622 : Fachgebiet Germanistik

Stichwort: Selbstverwirklichung/ Frauenfiguren

Warangkana Siriwanont : Selbstverwirklichung der Frauenfiguren in Ida Hahn-Hahns Roman *Gräfin Faustine* und Louise Astons Roman *Aus dem Leben einer Frau* HAUPTGUTACHTERIN: Assoc. Prof. Thanomnuan O'charoen, 118 Seiten. ISBN 974-17-3531-6.

In der vorliegenden Magisterarbeit wird die Selbstverwirklichung von zwei weiblichen Hauptfiguren in zwei Romanen untersucht, deren Autorinnen unterschiedlicher gesellschaftlicher Stände sind. Es sind deutsche Frauenromane des 19. Jahrhunderts, nämlich *Gräfin Faustine* von Ida Hahn-Hahn und *Aus dem Leben einer Frau* von Louise Aston. Untersucht wird, wie und unter welchen Umständen die Selbstverwirklichung beider Frauenfiguren stattfindet, in welchem Maße die damalige Gesellschaft Einfluss auf beide Autorinnen hat und inwiefern die jeweilige Biographie der Autorin mögliche Parallelen zur Hauptfigur des Romans darstellt.

Aus der Untersuchung geht hervor, dass die Selbstverwirklichung je nach der sozialen Schicht, den verschiedenen Erlebnissen, dem individuellen Charakter und den Möglichkeiten der Hauptfiguren unterschiedlich verläuft. Diese Selbstverwirklichung von Frauen impliziert, dass auch Frauen, wie Männer, das Recht und die Fähigkeit besitzen, sich in bestimmter Weise zu entwickeln und dass sie als Menschen gleichberechtigt behandelt werden sollen. Neben den Ideen der Gleichberechtigung zwischen Frau und Mann, die durch die Handlung der Romane und Äußerungen der Hauptfiguren ausgedrückt werden, findet sich der Aspekt der Selbstverwirklichung auch darin, dass die Autorinnen, wie Männer, ein eigenes literarisches Wirkungsfeld erobern und als Berufsstellerinnen eine selbständige Rolle im eigenen Leben einnehmen.

Abteilung Westliche Sprachen Unterschrift des/ der Student/In.....

Fachgebiet Germanistik Unterschrift der Hauptgutachterin.....

Studienjahr 2003

Danksagung

Mein ganz besonderer Dank gilt Frau Assoc. Prof. Thanomnuan O'charoen, von der ich bereits während meines Studiums vielfache Anregungen erhielt. Sie bestärkte mich in meiner Themenwahl und unterstützte während der zweieinhalb Jahre meine Arbeit mit hilfreicher und stets ermutigender Kritik. Vor allem aber danke ich Frau Dr. Carolin Mülverstedt, meine DAAD Lektorin für ihre Bereitschaft, sich der Arbeit anzunehmen, ihre Mühe und ihren hilfreichen Rat, ohne deren Unterstützung und Ratschläge diese Arbeit nicht abgeschlossen worden wäre. Frau Aratee Kaeosamrit und Frau Birgit Sens danke ich dafür, dass sie mir Primärtexte aus Deutschland besorgt haben. Bedanken möchte ich mich auch beim Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) für die Verleihung eines Forschungsstipendiums in Siegen, Deutschland. Das ermöglichte mir, Material bzw. Sekundärliteratur für meine Arbeit zu recherchieren und wissenschaftliche Ratschläge zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit möchte ich mich ebenfalls bei Herrn Prof. Georg Bollenbeck von der Gesamt- und Hochschule Siegen für die gute Betreuung und Frau Prof. Renate Kroll, Professorin für Interdisziplinäre Frauenforschung in der Romanistik, für kompetente und hilfreiche Ratschläge während meines Aufenthaltes in Siegen rechts herzlich bedanken. Neben diesen Wissenschaftlern gilt mein spezieller Dank den Bibliothekaren und Bibliothekarinnen der Fernleihe der Universität Siegen, da fast alle Schriften und Aufsätze über Hahn-Hahns *Faustine* und Astons *Johanna* nur auf diesem Weg beschafft werden konnten. Dem Stipendium für Förderung des Graduate School Studiums, anlässlich des 72. Jubiläums vom König Bhumiphon (HM. King Rama IX 72th Anniversary) danke ich für die finanzielle Unterstützung. Durch ein zweijähriges Graduiertenstipendium war es mir möglich, mich ganz auf die Fertigstellung dieser Arbeit zu konzentrieren. Herrn Thomas Willems danke ich auch für seine nette Ratschläge und seine Hilfe beim Korrigieren dieser Arbeit. Mein Dank geht noch an meine Dozentinnen an der Deutschen Abteilung, Chulalongkorn Universität, und Herrn Björn Laser, denen ich sehr dankbar für ihre fortdauernde Förderung bin. Schließlich gilt mein Dank bei meiner Familie und Herrn Anucha Sirimalaisuwan, die mir den Mut gemacht und mich zu dieser Arbeit immer ermutigt haben.

Inhalt

	Seite
Zusammenfassung (Thai).....	iv
Zusammenfassung (Deutsch).....	v
Danksagung.....	vi
Inhalt.....	vii
Kapitel	
1. Einleitung.....	1
2. Frauenfiguren in den Romanen.....	14
2.1 Analyse der Problematik der Frau im Roman “Gräfin Faustine”.....	14
2.1.1 Ida Hahn-Hahn: Vom Leben zum Werk.....	14
2.1.2 Weibliche Faustgestalt: Arbeit am Mythos.....	22
2.1.2.1 Liebe als Mittel der Selbstverwirklichung.....	23
2.1.2.2 Gleichheitsideen zur Weiblichkeit im Roman.....	30
2.1.3 Faustine als zerstörerische Figur?.....	40
2.1.4 Fanny Lewalds “Diogena” als Antwort auf “Faustine”.....	54
2.2 Analyse der Problematik der Frau im Roman “Aus dem Leben einer Frau”.....	65
2.2.1 Louise Aston: Vom Leben zum Werk.....	65
2.2.2 Madame Oburn: Vermittlerin zwischen Besitzenden und unterdrückter Arbeiterschaft.....	79
2.2.2.1 Soziale Wohltätigkeit und Liebe zur Menschheit als Mittel der Selbstverwirklichung.....	80
2.2.2.2 Gleichheitsideen zur Weiblichkeit im Roman.....	87
2.2.3 Madame Oburn in der Rolle einer Heiligen.....	94
3. Schlussfolgerung.....	100
Literaturverzeichnis.....	107
Anhang.....	115
Über die Verfasserin.....	118

Kapitel I

Einleitung

„(...) Vernachlässigt das Weib also seine Eigenthümlichkeiten in denen sie Meisterin werden kann und soll, und hascht sie nach anderen, in denen sie doch nur mittelmäßig bleiben wird, so gefällt sie nicht dem Mann, dem sie doch zu Gefallen bestimmt ist.“

(Ewald, J.L., Die Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden, 1807: 324)

In meiner Arbeit beabsichtige ich die Selbstverwirklichung von zwei weiblichen Hauptfiguren zu untersuchen. Es sind Frauenromane vom Anfang des 19. Jahrhunderts, weil gerade um diese Zeit die erste Welle der Emanzipationsbewegung der Frau aufkam und weil die Autorinnen als Rezipientinnen von den gesellschaftlichen Umständen beeinflusst wurden. Diese von mir ausgewählten Romane wurden, so wie die vorläufige Definition von Frauenliteratur festgelegt ist, von Frauen über Frauen geschrieben. Ob sie nur für Frauen geschrieben wurden, ist ungewiss, denn das Lesepublikum bestand damals nicht nur aus Frauen: Die Themen waren an beide Geschlechter gerichtet. Für meine Arbeit habe ich zwei im 19. Jahrhundert sehr bedeutende, aber heute fast vergessene Autorinnen ausgewählt, nämlich Ida Hahn-Hahn (1805-1880) und Louise Aston (1814-1871). Beide haben autobiographische Romane geschrieben, aber nicht als reine Autobiographie, sondern mit autobiographischen Bezügen. Sie geben sich selbst eine Rolle in ihren Romanen, nämlich Ida Hahn-Hahn als Faustine in *Gräfin Faustine* und Louise Aston als Madam Oburn in *Aus dem Lebens einer Frau*, und bestätigen damit dem Publikum ihre Existenz. Beide Autorinnen lassen ihre Hauptfiguren Prozesse der Selbstverwirklichung durchleben. Sie stellen sich in die Tradition des (männlichen) Entwicklungsromans und zeigen damit, dass auch weibliche Figuren das Recht und die Fähigkeit besitzen, sich seelisch und intellektuell zu entwickeln.

Beiden Hauptfiguren ist der Drang nach Selbstverwirklichung gemeinsam. Je nach der sozialen Schicht, den verschiedenen Erlebnissen, dem individuellen Charakter und den Möglichkeiten der Figuren verläuft die Selbstverwirklichung aber unterschiedlich. In meiner Arbeit möchte ich diese Faktoren genauer untersuchen: Wie und unter welchen

Umständen findet die Selbstverwirklichung statt? Welche Bedingungen sind für die Selbstverwirklichung wesentlich und erreichen die Hauptfiguren ihr Ziel überhaupt?

Im Mittelpunkt meiner Arbeit soll die Analyse der Problematik der Frau in den Romanen *Gräfin Faustine* und *Aus dem Leben einer Frau* stehen. Zuerst werde ich jeweils die Biographie der Autorin und mögliche Parallelen zur Hauptfigur des Romans untersuchen. Sodann analysiere ich die einzelne Figur. Der Name der Gräfin Faustine ist eine deutliche Anspielung auf Goethes *Faust* und den Faust-Mythos im Allgemeinen. Folglich bietet sich die Analyse von dem Weg zur Selbstverwirklichung und dem Weg einer weiblichen Faustgestalt an, besonders was die Mittel dieses Weges angeht, wie die Liebe. Während die Gräfin der Adelschicht angehört, ist Madame Oburn eine bürgerliche Frau, die eine Rolle als Vermittlerin zwischen Besitzenden und der unterdrückten Arbeiterschaft übernimmt. Die Verwirklichung als selbständige Person wird ihr also durch ihre Wohltätigkeit und ihre Liebe zur Menschheit möglich. Das Interessante an den beiden Figuren ist, dass zwei Frauen aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten das gleiche Bedürfnis haben und es mit unterschiedlichen Mitteln verwirklichen. Während Faustine über verschiedene mögliche Wege zur Selbstverwirklichung diskutiert, trifft Madame Oburn, als eine durch Wohltätigkeit und Liebe zur Menschheit selbständig gewordene, verwirklichte Person, den wichtigen und für die Gesellschaft im 19. Jahrhundert ungewöhnlichen Entschluss, sich von ihrem Mann zu trennen. Nachdem sie die Entwürdigung des Menschen, des Arbeiters und die ihrer selbst als Ehefrau durch ihren Mann erlebt hat, der versucht, sie an einen Prinzen zu verkaufen, um die Pleite seines Betriebs abzuwenden, verlässt sie ihn.

Um dieses Bedürfnis genauer zu beschreiben, soll in meiner Arbeit untersucht werden, wie sich Gleichheitsideen jeweils in den Figurenkonstellationen der Romane und in den Beziehungen zwischen Männern und Frauen manifestieren. Außerdem soll die These überprüft werden, nach der die beiden Hauptfiguren gewissermaßen Eigenschaften verkörpern: Ist Faustine „faustisch“? Und trägt sie damit die Rolle eines zerstörerischen Wesens in sich, und inwieweit ist Madame Oburn eine „Heilige“, die verschiedene soziale Schichten versöhnen kann?

In der Einleitung ihrer Magisterarbeit *Dämonisierung des Weiblichen-Gestaltungen der Frauenfiguren in der Romantischen Literatur* schreibt Chunnasart über die Situation der Frau, dass „die Frau in allen genannten Kulturkreisen (den westlichen,

seien es die griechischen, römischen oder judeo-christlichen und die germanischen miteingeschlossen), als Mensch zweiter Klasse behandelt (wurde).“ (Lorenz, 1985: 9; zitiert nach Chunnasart, 2001: 1). Die Frau war immer dem Mann untergeordnet, wurde wenig beachtet und war rechtlos. Ihre Rolle wird von der Idealvorstellung der Gesellschaft beschränkt. *„Während der Mann als berufstätiger Ernährer und damit für die sozialen Belange der Familie als verantwortlich dargestellt wird, ist der Beruf der Frau ausschließlich das Kindergebären und das Erleiden der Schmerzen während der Geburt, wobei das Überleben des Kindes wichtiger ist als das der Mutter.“* (Lorenz, 1985: 9; zitiert nach ebd.). Das Kindergebären der Frau stand damals als Teil der Mutterrolle im Vordergrund.

Warum man allerdings zu jener Zeit so viel Gewicht auf die Mutterrolle legt, begründet sich in der historischen Situation, nämlich der gesunkenen Bevölkerungszahl. Der 30-jährige Krieg (1618-1648) und die zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert ausgebrochenen Krankheiten hatten ihren Anteil an der gesunkenen Bevölkerungszahl in Europa. Die Frau als Mutter musste infolge dessen diejenige sein, die Verantwortung für das Fortbestehen der Gesellschaft zu tragen. Das Frauenleben wurde deswegen immer stärker an die Rolle als Mutter gebunden und schließlich auf die Mutterrolle reduziert. Die Mutterrolle war außerdem mit der Rolle der Erzieherin verbunden. Die Mutter sollte ihrer Tochter beibringen, was sie alles als Hausfrau benötigt. Jedoch wird *„die Ausbildung zu Hausfrau, Gattin und Mutter (...) verfolgt und nicht die Vermittlung intellektueller Bildung“* (Ossege, 1998: 53).

Im 19. Jahrhundert wurde der Frau, wie Bovenschen das *„neuentdeckte Bild der Frau“* als *„die imaginierte Weiblichkeit“* betrachtet, noch eine Funktion zugewiesen: *„Die Frau wurde ausschliesslich für den privaten Bereich des Mannes zuständig und erhielt somit eine Ergänzungsfunktion“* (Bronfen, 1996: 372). Ihre Rolle wurde nicht mehr nur auf die der Mutter beschränkt. Sie wurde als Gattin und Hausfrau, die das Heim des Mannes liebevoll verschönert, als Mutter, die in ihrer Fürsorge für ihre Familie und ihrer Funktion als Erzieherin ihrer Kinder aufgeht, betrachtet. (Vgl. ebd.) Nach Silvia Bovenschen *„sollen die Frauen die Männer ergänzen“*, indem sie das einzelne, männliche Individuum stützen, abschirmen, indem sie *„drinnen walten“* und *„bestimmte Sektoren – speziell die des Hauses - so strukturieren, daß der Mann zur materiellen und geistigen Produktion freigesetzt ist“* (Bovenschen, 1979: 26). Sie sollte der Ort der Liebe, des Friedens und der Harmonie sein und sollte den Mann vor

der rationalen, egoistischen, kalten und bürgerlichen Welt schützen (Vgl. Bronfen, 1996: 373). Man wird sehen, dass die Frau nun nicht mehr gering geschätzt wurde. Jedoch gehören die den Frauen zugeschriebenen Eigenschaften, verglichen mit denen der Männer (den Eigenschaften mit dynamischer Aktivität, Tun und Rationalität), zu den Bereichen der „*statischen Passivität*“, des Seins und der Emotionalität (Vgl. ebd.: 375). Also verkörpert sie die Natur, der Mann die Kultur (Vgl. ebd.). Sie steht immer noch dem Mann entgegen und wird immer noch nur über den Mann definiert.

Bemerkenswerterweise hat nach Chunnasart die Frau in ihrer Ergänzungsfunktion aber kein Selbst. Sie ist immer von dem Mann abhängig. Sie existiert nur für den Mann: „*Dieses neue Weiblichkeitsbild setzt die Aufgabe der Frau mit ihrer Selbstaufgabe gleich. Sie soll selbst nichts sein, damit sie für den Mann all das sein kann, was ihm fehlt und das er sich als ganzheitliches Subjekt entwerfen kann.*“ (Bronfen, 1996: 374). Vom vorigen Zitat lässt sich ableiten, dass die Frauen bereits im 19. Jahrhundert noch einer bestimmten Aufgabe zugeordnet waren: Sie waren von der Natur verpflichtet, dem Mann zu gefallen. „*(...) Da die Frau dazu geschaffen ist, zu gefallen und sich zu unterwerfen, muß sie sich dem Mann liebenswert zeigen und ihn nicht herausfordern (...)*“ (721), so schreibt Rousseau in seinem „*Emile oder über die Erziehung*“ (5. Buch). Und noch weiter heißt es dort: „*(...) Die ganze Erziehung der Frauen (muß sich) im Hinblick auf die Männer vollziehen. Ihnen gefallen, ihnen nützlich sein, sich von ihnen lieben und achten zu lassen, sie großzuziehen, solange sie jung sind, als Männer für sie sorgen, sie beraten, sie trösten, ihnen ein angenehmes und süßes Dasein bereiten: das sind die Pflichten der Frauen zu allen Zeiten, das ist es, was man sie von Kindheit an lehren muß*“ (ebd., S. 733 zitiert nach Westhoff-Krummacher: 39).

Darüber hinaus muss der Gatte jederzeit erheitert werden. Wie die „*süßen Beglückerten des Lebens*“ (Arndt, 1805: 187), „*gefallen und nützlich*“ sein sollen, wie das „*angenehm und süße Leben*“ gestaltet, wie die Erheiterung des Gatten ablaufen soll, dazu gibt es die ansprechenden Vorstellungen. Schiller imaginiert Ende des 18. Jahrhunderts, im Brief an Charlotte von Lengefeld vom 27.11.1788, die Frauen als höhere Wesen: „*sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben*“. Er ist der Überzeugung, „*daß die Frauenzimmer geschaffen sind, die liebe heitere Sonne in dieser Menschenwelt nachzuahmen und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schreien und machen Wind, ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben*

haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen“ (zitiert nach Westhoff-Krummacher, 41).

Ihre Pflicht, den Gatten zu erheitern, stimmt Campe noch zu, wie er sich zur Bestimmung der Frau als Gattin in seinem „Väterlichen Rath für meine Tochter“ äußert: *„Sie ist ja dazu gemacht, dem Manne auf der sauren Lebensreise, wo er immer vorangehen muß, um den Weg zu ebnen, den Schweiß von der Wange zu wischen und ihm Heiterkeit, Trost, Freude und Muth ins Herz zu lächeln.“* (S. 196). Am Anfang des 19. Jahrhunderts bestand man noch auf dieser Pflicht der Frauen. Ernst Moritz Arndt artikuliert in seinen 1805 erschienenen „Fragmenten zur Menschenbildung“ zur Bestimmung der Frau als Gattin die poesievollsten Vorstellungen. Er wünscht sich, dass sie als *„spielende Huldinnen der ernsten Männer das ganze Leben in einen bunten Traum“* verwandeln. *„Wie ein glücklicher Sonnenschimmer“* soll ihm das Weib *„hin und her zitternd seine finstere Wolke beleuchten“* oder auch *„mit Grazienhänden den Staub von der Stirne wischen (...)“*, als *„(...) freundliche Horen (...) seine Streitrosse auf- und abschirmen“*, *„(...) als eine leichte und liebliche Welle den Mann umspielen, das Rauhe an ihm abglätten, das Spröde geschmeidigen, die Jugend erfrischen in dem Wesen, das (...) eines ernsten und furchtbar stummen Schicksals Diener und Ausleger sein soll.“* (Arndt, 1805: 195 ff.).

Die Frage, wie eine Frau ihrem Mann gefallen sollte, erschließt sich, indem die Frau nach den gesellschaftlichen Wunschvorstellungen handelt und ihre Aufgaben als gute Gattin, Hausfrau und Mutter erfüllt. Durch die strenge Arbeitsteilung war die Frau von geringer Bedeutung und wurde immer noch wie ein Mensch zweiter Klasse behandelt. Hans Jakob, erklärter Gegner der Frauenbewegung, schrieb in seiner Erwiderung auf die Gründung des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“ im Jahr 1865 von der „natürlichen“ Arbeitsteilung: *„Im übrigen aber ist der durch Natur und Evangelium gebotenen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern die, daß der Mann für Kampf und Arbeit bestimmt ist, die Frau aber in der Pflege reiner, warmer und inniger Gefühle, in der Bewahrung der Güter, die der Mann erworben, in der Ordnung, Leitung und dem Schmuck des Hauses, die von Gott ihr anvertrauten Aufgaben sucht. Dem Mann gebührt der Kampf und die Arbeit, aber das Weib wische den Schweiß von seiner Stirn(...)“* (zitiert nach Sommerhoff, 1995: 9).

Die Frauen im 19. Jahrhundert mussten unter diesen Lebensbedingungen aufgrund ihres Geschlechts leiden: vor allem unter den totalen ökonomischen, politischen und rechtlichen Abhängigkeiten vom Mann. Damals stand eine Frau unter dem Mann: „*Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein unterstanden alle Frauen dieser festen Eingrenzung und Bindung an den Mann, die rechtlich als ‚Geschlechtsvormundschaft‘ kodifiziert war*“ (Becker-Cantarino, 2000: 20). Der Mann übernahm die Rolle des Hausvaters, war Oberhaupt des Hauses und verfügte allein über Besitz und wirtschaftliche Angelegenheiten. Er vertrat außerdem die Frau bei Gericht. Während der Mann im Mittelpunkt stand, war die Frau gehorsam und dem Mann untergeordnet. (Vgl. Chunnasart, 2002: 6). Der Vater stand an der Spitze. Ihm oblagen die allgemeine Organisation des Hauses und die Befehlsgewalt über Frau, Kinder und Gesinde. Im Gegensatz dazu hatte die gehorsame Hausmutter die „*innere Ökonomie*“ unter sich und war für die Haushaltsführung verantwortlich (Frevert, 1986: 17 zitiert nach ebd.: 7).

Wenn eine Frau dem Bürgertum angehörte und mit einem Mann verheiratet war, dessen Einkommen für die gesamte Familie ausreichte, lebte sie eigentlich nicht schlecht: „*Das bürgerliche Ideal war, daß der Mann die Familie ernährte und die Frau das Haus hütete.*“ (Sommerhoff, 1995, 10). Die Wirklichkeit entspricht allerdings nicht immer diesem Ideal: Häufig musste aus wirtschaftlichen Gründen auch die Frau mitverdienen. Fast immer ohne qualifizierte Ausbildung und möglichst unbemerkt von den Nachbarn, die diese „*Schmach*“ nicht erfahren sollten, strickten und nähten die Frauen in Heimarbeit gegen Billiglohn. (Vgl. ebd.). Frauen machten keine Karriere im Beruf. Wenn sie überhaupt arbeiteten, betrug ihr Lohn nur einen Bruchteil dessen, was ein Mann für die gleiche Arbeit erhielt. Man kann sagen, dass sie billige Arbeitskräfte waren.

Ihnen bot man keine Gelegenheit an, im wissenschaftlichen Bereich mitzuwirken: „*Auch aus medizinischen Berufen hatten die männlichen Experten ihre weibliche Konkurrenz erfolgreich verdrängt. Hebammen waren schon im Mittelalter entschlossen als Hexen diffamiert, verfolgt und mit dem Tod bedroht worden. Als Ärztinnen konnten Frauen nicht arbeiten, da für sie das Studium der Medizin tabu war*“ (Sommerhoff, 1995: 12). Die Begründung der männlichen Wissenschaftler für dieses Verbot legt auf interessante Weise Zeugnis für ihre eigene Unwissenheit ab: „*Das männliche Gehirn ist symmetrischer als das weibliche entwickelt (...). Die Carotis interna, welche besonders das Vorder- und Mittelhirn (Willen, Intelligenz und*

ideo-motorische Prozesse) versorgt, ist bei Männern bedeutend weiter als bei den Weibern.“, führte der Anthropologe und Ethnologe Dr. phil. et med. Georg Buschan im 19. Jahrhundert aus. Und weiter: *„Das Weib ist der Verarbeitung der erforderlichen wissenschaftlichen Materie nicht gewachsen (...) es wird an Leib und Seele Schaden nehmen, und zwar nicht allein für die eigene Person, sondern auch für den zu erwartenden Nachwuchs, falls die weibliche Kollegin nicht lieber den Cölibat vorziehen sollte. Eine Zunahme der Entartungen unseres sowieso schon auf dem Wege der Decadenz befindlichen Volkes wird die unausweichliche Folge sein.“* (zitiert nach Sommerhoff: 12 f.).

Darüber hinaus war die Strategie der Männer erfolgreich: Frauen durften keine qualifizierte Ausbildung absolvieren und konnten infolge dessen nicht in angesehenen, gut bezahlten Berufen Geld verdienen. Übrig blieben ihnen ausschließlich niedere Tätigkeiten, die Männer nicht übernehmen wollten, oder Arbeit gegen Billiglohn. Unter solchen Umständen war für eine Frau wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Mann nicht zu erreichen. Und auch in rechtlichen Angelegenheit hatte der Mann, wie vorher erwähnt, das entscheidende Wort: *„Bereits seit dem Mittelalter gab es die sogenannte Geschlechtsvormundschaft: Danach musste sich eine erwachsene Frau vor Gericht wie ein unmündiges Kind von einem Mann vertreten lassen.“* (Sommerhoff, 1995: 13).

Der Lebensbereich, in dem die Stimme der Frau nichts galt, betraf die Politik. Die Frau hatte kein Recht, sie hatte weder aktives noch passives Wahlrecht. Das stand nur Männern zu. Das war auch folgerichtig, denn, wer weder wirtschaftliche noch rechtliche Unabhängigkeit erlangen konnte, fand auch in der Politik kein Gehör. Frauen durften nicht einmal an politischen Versammlungen teilnehmen. Wenn sie sich diesem Verbot widersetzen, konnte die Versammlung von der Polizei aufgelöst werden.

Die Not und die männliche Unterdrückung bot der Frau die Gelegenheit, kämpferisch zu werden. Im Oktober 1865 gründeten Frauen in Leipzig den *„Allgemeinen Deutschen Frauenverein“* (ADF). Das war das erste Mal in der Geschichte der Menschheit, dass sich Frauen als eine Massenbewegung organisiert gegen männliche Unterdrückung wehrten. Der ADF diente als Grundstein für die weibliche Massenbewegung, deren Ziel es war, die obengenannten Lebensbedingungen zu

verbessern. Gerade die „*einschneidenden gesellschaftlichen Umbrüche im 19. Jahrhundert schufen für die Frauen ein günstiges Klima, sich zusammenzuschließen und einiges zumindest partiell zu ihren Gunsten zu verändern.*“ (Sommerhoff, 1995: 10). Frauen nutzten die Märzrevolution, um sich aus ihrer wirtschaftlichen, rechtlichen und politischen Abhängigkeit vom Mann zu befreien. Dies war das erste Mal, dass Frauen ihre Chance sahen, die Abhängigkeiten partiell einmal abzuschütteln. Mit der Märzrevolution von 1848 protestierte das Volk gegen Willkürherrschaft und forderte mehr Freiheitsrechte. Für die Frauen war ihre Stunde gekommen, um für ihr Ziel zu kämpfen.

Frauen waren fähig, mit der Waffe zu kämpfen. Louise Otto schilderte in ihrer Frauen-Zeitung im Jahr 1849: „*Eine Jungfrau, deren Bräutigam, ein Turner, am ersten Tage gefallen war, hat eine Barrikade drei Tage lang mit Löwen-Mut verteidigt und mit ihrem Pistol viele Soldaten niedergeschossen, bis sie selbst von einer feindlichen Kugel gefallen ist. Man erzählt noch von anderen Mädchen, die im persönlichen Kampf als wahre Heldinnen und durch ihr Beispiel die Männer begeistert haben.*“ (zitiert nach Sommerhoff, 1995: 15).

Während manche Frauen mit der Waffe kämpften, arbeiteten andere in Lazaretten und unterstützten mit friedlichen Mitteln die Märzrevolution in Preußen. Es wurde immer deutlicher, dass es für sie dabei nicht nur um allgemeine Menschenrechte, sondern immer auch um mehr Frauenrechte ging. Das Ziel der Frauen war gleich, aber ihre Strategie unterschiedlich. Sie konnten sich nicht auf eine einheitliche Strategie verständigen. Die kleine Gruppe benutzte unkonventionelle Mittel. Sie verlangten die Liebes- und Heiratsverweigerung und ernannten den Mann zum Feind, was nicht nur Männer, sondern auch manche Frauen irritierte: „*Auch Frauen – allen voran die königstreuen - spotteten über ihre Geschlechtsgenossinnen, übrigens mit Bemerkungen, die auch heute noch aktuell klingen: Weil die Kämpferinnen für mehr Frauenrechte unattraktiv und alt seien und keinen Mann abbekommen hätten, würden sie zu derartigen Mitteln greifen (...).*“ (Sommerhoff, 1995: 16).

Und ähnlich wie heute: Das äußere Erscheinungsbild der politisch aktiven Frau interessierte das Publikum schon damals noch stärker als ihr politisches Engagement wie im Beispiel von Louise Aston, die später noch erwähnt wird. So heißt es zum Beispiel in der Karlsruher Zeitung vom 5. Mai 1848: „*Frau Herwegh erschien*

einigemal in Männertracht, und zwar in spanischem Kostüm von blauem Samt mit weiten Beinkleidern, hohen Stulpenstiefeln und weißen Schlapphut (...).“ (zitiert nach ebd.).

Nach den blutigen Straßenschlachten zwischen Bürgern und Militär, während das erste deutsche Parlament in der Frankfurter Paulskirche zusammentrat, (Vgl. Müller, 1996: 157 ff.), durften auch Frauen an der Nationalversammlung teilnehmen, aber vorläufig nur als Zuschauerinnen. Die Frauen ließen sich dadurch aber nicht entmutigen. Sie mussten als Gruppe stark werden. Nur als Massenorganisation hatten sie die Macht. Frauenzeitungen waren ihr wichtiges Organ, um landesweit Publizität zu erlangen. In ihren Artikeln verlangten die Verfasserinnen, dass der Kampf um mehr Frauenrechte ein politischer Kampf sei und dass sie die Märzrevolution zu ihrem eigenen Nutzen unterstützen.

Diesen Zusammenhang zwischen der allgemeinen Revolution 1848 und dem Kampf der Frauen um mehr Rechte bemerkte der preußische Staat. Er vergaß infolge dessen auch die Frauen nicht, als er mit Polizei und Militär die Leute bei der Revolution gewaltsam niederschlug und sie verfolgte. In den preußischen Vereinsgesetzen von 1850, die nach der Revolution politische Versammlungen verboten und die gerade erkämpfte Pressefreiheit wieder zurücknahmen, war ein Paragraph an die Frau gerichtet, der besagt: *„Für Vereine, welche bezwecken, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern, gelten (...) nachstehende Beschränkungen: a) sie dürfen keine Frauenspersonen, Schüler, Lehrlinge als Mitglieder aufnehmen; b) sie dürfen nicht mit anderen Vereinen gleicher Art zu gemeinsamen Zwecken in Verbindung treten, insbesondere nicht durch Komités, Ausschüsse, Central-Organen oder ähnliche Einrichtungen oder durch gegenseitigen Schriftwechsel (...) Frauenspersonen, Schüler und Lehrlinge dürfen den Versammlungen und Sitzungen solcher politischen Vereine nicht beiwohnen. Werden dieselben auf Aufforderung des anwesenden Abgeordneten der Obrigkeit nicht entfernt, so ist Grund zur Auflösung der Versammlung oder der Sitzung vorhanden.“* (zitiert nach Sommerhoff, 1995: 17 f.).

Die Bemühungen der Frauen wurden von diesem Gesetz zwar erschwert, aber nicht ganz und gar verhindert. Fünfzehn Jahre nach der Niederschlagung der Märzrevolution veranstalteten sie im Oktober in Leipzig die erste Frauenkonferenz. Wichtiges Ereignis dabei war die Gründung des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“ (ADF) mit dem

Ziel, dass die erhöhte Bildung des weiblichen Geschlechts und die Befreiung der weiblichen Arbeit von allen Hindernissen zu erkämpfen waren. (Vgl. Weber-Kellermann, 142). Erste Vorsitzende des ADF war Louise Otto, zweite Vorsitzende Auguste Schmidt. Das Grundprinzip war, dass die Rolle der Frau als Hausfrau und Mutter nicht ausgezweifelt wird. Aber die Ausbildungs- und Erwerbsmöglichkeiten für Frauen sollten verbessert und ihnen das politische Wahlrecht eingeräumt werden.

Obwohl die Frauen des ADF moderate Forderungen hatten, wurden sie als feministisch im Sinne von männerfeindlich bezeichnet, denn ausschließlich Mädchen und Frauen durften Mitglieder sein. Von anfangs vierunddreißig Mitgliedern stieg die Zahl in den ersten fünf Jahren auf über 10.000 wegen der professionellen Informationspolitik des Vereins. Die Vorsitzenden des Vereins hatten die Zeitung „*Neue Bahnen*“ gegründet, und beschlossen, dass keine Modebilder, keine Stick- und Schnittmuster oder Kochrezepte enthalten sein sollten, sondern die Kenntnisse über die Lage der Frauen und Ziele der Frauenbewegung. Aus diesem Vorbild wurden zeitgleich eine Vielzahl weiterer Frauenvereine gegründet, wie z.B. der „*Bunden Deutscher Frauenvereine*“ (BDF) am 29. März 1894.

In nur wenigen Jahrzehnten verzeichnete die Frauenbewegung in vielen Ländern glänzende Erfolge. Anfang des 20. Jahrhunderts besuchten Mädchen die höhere Schule und konnten das Abitur ablegen. (Vgl. Weber-Kellermann, 144 f.). Sie arbeiteten als Akademikerinnen und Beamtinnen und gingen zur Wahl. Man kann sagen, dass sie bereits ihre erwünschten Ziele erreicht hatten, jedoch mussten sie auch Niederlagen erleiden. Immer wenn politisch oder wirtschaftlich schwierige Zeiten anbrachen, wurden als erstes Frauenrechte beschnitten, wie z.B. als die Nazis 1933 an die Macht kamen. Sie entzogen den Frauen das 1919 erstrittene Wahlrecht, beschränkten die Zahl der Studentinnen auf zehn Prozent, duldeten keine Beamtinnen mehr im öffentlichen Dienst. Frauen hatten nur die Pflicht „*Fruchtschöße des Dritten Reiches*“ zu sein (zitiert nach Sommerhoff, 1995: 27). Mit der Idee verfolgten die Nazis gleich zwei Ziele: Frauen aus dem Erwerbsleben zu verdrängen und sie zur Gebärfreudigkeit zu ermuntern. Wenn die Erfolge der Frauen nicht dauerhaft abgesichert werden konnten, bedeutet das, dass die erstrittenen Frauenrechte „*zu allen Zeiten als eine Art kultureller Luxus.*“ galten. (Sommerhoff, 1995: 25).

Zum Begriff „Selbstverwirklichung“ und seiner Bedeutung in den Romanen von Ida Hahn-Hahn und Louise Aston

Nach dem Psychologischen Wörterbuch von Dorsch bedeutet der Begriff „Selbst“ nach der zweiten Definition ein „*personinhärentes Entwicklungsprinzip*“, wobei das Ziel der Entwicklung in der Realisierung des „*eigenen Selbst*“ als Urgrund des personalen Werdens zu sehen ist. (Vgl. Dorsch, Psychologisches Wörterbuch, 698). Bei dieser Definition von Selbst handelt es sich hauptsächlich um das „*personale Werden*“. Man legt dabei viel Wert auf das Ergebnis, nämlich den Werdegang eines Individuums durch Realisierung des „*eigenen Selbst*“. „Das Selbst“ lässt sich auf zwei Weisen gliedern: zu unterscheiden ist zwischen einem „*Selbstbild (Art und Weise, wie sich ein Individuum selbst sieht bzw. welche Fähigkeiten, Rollen etc. es sich selbst zuschreibt)*“ und einem „*Idealbild (als Ausdruck dafür, wie eine Person sein möchte auf Grund der internalisierten Normen und Werke seiner Bezugsgruppe)*.“ (ebd.). Selbst-Verwirklichung bedeutet hier u.a. „*das Streben nach Verringerung der Distanz zwischen Selbstbild und Idealbild*“, dabei betont man den Willen eines Individuums, nach Verringerung der Distanz zwischen dem sogenannten Selbstbild und dem genannten Idealbild zu streben.

Im Allgemeinen wird der Begriff Selbstverwirklichung sowohl in Bedeutungswörterbüchern als auch in psychologischen Wörterbüchern auf ähnliche Weise definiert, als die „*Entfaltung der eigenen Persönlichkeit durch das Realisieren von Möglichkeiten, die in einem selbst angelegt sind*“ (Duden, Deutsches Universalwörterbuch, 138) oder „*Entfaltung der eigenen Persönlichkeit durch Förderung, Entwicklung der in der eigenen Person angelegten Fähigkeiten*.“ (Duden, Das Bedeutungswörterbuch, Bd. 10). Im Lexikon der Psychologie spricht man vor allem von noch umfassenden Potenzen. Selbstverwirklichung wird verstanden als „*autonome Entwicklung und Entfaltung aller in einem Individuum angelegten physischen, psychischen und sozialen Potenzen*.“ (Vgl. Arnold (u.a.): Lexikon der Psychologie. Psychodrama-ZZ, 2031).

Nach Frieda Fromm bedeutet Selbstverwirklichung weit mehr „*die Fähigkeit des Menschen, Kräfte, Gaben und Talente innerhalb eines eigenen, wirklichkeitsnahen Wertrahmens zu seiner **Befriedigung** zu betätigen*.“ (Sury, Wörterbuch der Psychologie, 218). Fromm spricht von der „*Befriedigung*“ eines Menschen durch das

Aktualisieren seiner Fähigkeit, d.h. die Endstation dieser Entfaltung seiner eigenen Persönlichkeit ist seine „*Befriedigung*“ selbst.

Cohen definiert den Begriff „Selbstverwirklichung“ als „*die Ausschöpfung des Potentials des Menschen, zu wachsen und gefühlsmäßig und psychologisch zu reifen.*“ (Vgl. Cohen: Lexikon der Psychologie, Bd. 9 Se-Sp, 275). Hier legt man viel Wert auf die Reifung und das Wachstum im gefühlsmäßigen und psychologischen Bereich. Es lässt sich auch erschließen, dass ein Individuum geistig wachsen, sich entwickeln und das Beste aus seinen Fähigkeiten machen sollte.

Kräfer unterscheidet Selbstverwirklichung als Vorgang und Selbstverwirklichung als Resultat. (Vgl. Ritter u. Gründer: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 9 Se-Sp, 559). Selbstverwirklichung als Vorgang ist so gut wie „*der Entwurf, auf den hin wir verwirklichen wollen*“ (ebd.), während Selbstverwirklichung als Resultat verstanden wird als „*geglücktes Verhältnis zwischen (individuellem) Selbst und Welt.*“ Dabei handelt es sich um Selbstverwirklichung als ein der Handlung eines Individuums gemäßer Prozess und um Selbstverwirklichung als Resultat, bei dem ein Mensch mit sich und seinem Zustand zufrieden ist.

Für Goldstein bedeutet Selbstverwirklichung „*eine (...) allgemeine und umfassende, (...) Bezeichnung für das einzige, allen anderen Motivationsarten und -formen zugrunde liegende ganzheitliche Motiv allen menschlichen Handelns, ein Drang, sich in den verschiedensten Handlungen oder Gedanken zu verwirklichen*“ (Drever: dtv-Wörterbuch zur Psychologie, 250). Aus diesem Gedanken entsteht eine Tendenz, die Fähigkeiten und Fertigkeiten eines Menschen in gegebenen Situationen optimal ins Spiel zu setzen. Dort heißt es auch, dass „*die einem spezifischen Trieb oder Bedürfnis entsprechende Spannungsreduktion (Bedürfnisreduktion) (...) nur eines der Mittel (ist), dieses Ziel zu erreichen, nicht das Ziel des Agierens selbst.*“ (ebd.) Besondere Bedeutung ist bei Drever das Mittel der Selbstverwirklichung, das die Spannung des Individuums reduzieren kann, sich zu verwirklichen. Carl Rogers versteht unter „Selbstverwirklichung“ „*die umfassende Bezeichnung für die allgemeine und im Menschen stets wirksame Tendenz, volle Autonomie anzustreben und der Kontrolle oder Einschränkung der Umwelt zu entkommen. Wie bei Goldstein werden alle anderen Motivationsarten und -formen diesem zentralen Motiv untergeordnet.*“ (ebd.) Die Definition nähert sich dem Begriff „Emanzipation“ insofern, als dass ein Mensch

volle Autonomie anstrebt und sich von aller Beschränkung und Abhängigkeit zu befreien versucht.

Für meine Untersuchung der beiden Romane von Ida Hahn-Hahn und Louise Aston bietet die oben genannten Definitionen jeweils keine vollständige Bedeutung von Selbstverwirklichung an. Außer der üblichen Definition, dass Selbstverwirklichung als die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit verstanden wird, bei der man alle Möglichkeiten und Fähigkeiten nutzt, die man hat, bedeutet Selbstverwirklichung für Faustine und Johanna außerdem Emanzipation, weil sie sich ihres Rechts bewusst sind, sich autonom zu entwickeln, um allen vorhandenen Einschränkungen zu entkommen.

Faustine strebt Befriedigung und Vollkommenheit an, die die Endstation ihrer Entfaltung bedeutet. Ob sie dabei erfolgreich ist, gilt es in dieser Arbeit zu untersuchen. Wichtig ist der Aspekt der Selbstverwirklichung als Vorgang: Bei Faustine wird der Verlauf ihrer Selbstverwirklichung in Stationen betont. Was die Mittel dieser Selbstverwirklichung angeht, sind vor allem ihre Liebe und Beziehungen zu den anderen Menschen zu nennen. Für Johanna bedeutet ihre Selbstverwirklichung das Resultat des Handlungsverlaufs, wo sie durch ihr Mittel, die Wohltätigkeit und die Liebe zur Menschheit, zufrieden mit sich und der Welt ist. Sie hat die Fähigkeit und Möglichkeit gefunden, zu wachsen und geistig und emotional zu reifen. Am Ende wird Johanna selbständig. Wie dies im Roman gestaltet wird, soll meine Arbeit zeigen.

Kapitel II

Frauenfiguren in den Romanen

2.1 Analyse der Problematik der Frau im Roman „Gräfin Faustine“

2.1.1 Ida Hahn-Hahn: Vom Leben zum Werk

„Ich schrieb, und zwar so, wie ich alles tat, was ich tat: aus innerm Drang, um mir selbst zu genügen, um in irgend etwas den Durst meiner Seele nach Vervollkommnung auszusprechen und von ihm in anderen anzuregen.“

(Hahn-Hahn, Von Babylon nach Jerusalem, 1851: 109)

„(...) auf der Entwicklung innerhalb der eingeborenen Grenzen des Individuums, sei es Mann oder Weib, beruht der Fortschritt der Menschheit.“

(Hahn-Hahn, Zwei Frauen, 1845: 109)

Wie keine anderen Schriftstellerinnen hat Ida Hahn-Hahn heftigere und widerspruchsvollere Reaktionen hervorgerufen und die Sensation ihrer Zeitgenossen stark gebracht. Sie machte von sich reden und schliesslich war sie *„die erste moderne deutsche Romanschriftstellerin von Bedeutung“*, die das Leben der oberen Stände aus eigener Anschauung darzustellen und zu kritisieren wagte. *„Dem Publikum wurde hier in der Tat etwas Neues geboten. Das Leben der ersten Stände, ihre ‚interessanten‘, hochtrabenden Gespräche, ihr Lieben und ihr Hassen, ihre Tugenden und Laster wurden hier zum ersten Mal von einer Frau, von ihrem Gesichtspunkt aus, vorgeführt.“* (Munster, 1929: 88). Ida Hahn-Hahn wurde als Vorkämpferin der Frauenemanzipation gepriesen, als *„deutsche George Sand“*, welche die Befreiungsgedanken der französischen Dichterin auf germanischen Boden fortzuführen suchte (Vgl. Prutz, 1870: 254) oder als krankhaft bizarre Emanzipationssüchtige getadelt (Vgl. Barthel, 1853: 560). Der konservative Eichendorff empörte sich gegen die Autorin, die *„das an sich Verkehrte und Nichtsnutzige zum Gegenstande einer verklärenden Literatur macht“*, und gegen ein Publikum, das solche Werke auch noch *„mit einem Schrei des Beifalls begrüßt“*. Für ihn gab es *„keine schlimmere Literatur“* als diejenige, welche sich wie die Hahn-Hahn, *„an dem Phosphoresziren der Fäulniß ergötzt“* und *„die gänzliche Zerrüttung der socialen Zustände“* widerspiegelt. (Eichendorff, 1847: 479). Adolf Glassbrenner

verspottete sie auf Grund ihres Doppelnamens als „*Gräfin Kikeriki*“ (Vgl. Adolf Brennglas (Pseudonym für Glassbrenner), 1852: 8. Januar) und Alexander von Ungern-Sternberg als männerfressende Amazone. (Vgl. Ungern-Sternberg, o.J.: 81).

Trotz der Verachtung und Verspottung mancher Zeitgenossen war sie die beachtetste unter allen deutschen Belletristinnen (Vgl. Schmidt, 1856: 222), und ihre „*Romane (...) sind mit einem Eifer und einer Aufmerksamkeit gelesen worden, wie sie anderen Erscheinungen der nämlichen Schriftgattung damals und später nicht gegönnt waren*“. (Eckardt, 1900: 245). Ihre Schriften und Werke wurden viel in Tagesblättern und Zeitschriften besprochen (Vgl. Munster, 1929: 170). Quantitativ kommt Hahn-Hahn der „*Rezensionsintensität*“ nahe, die Heines literarische Produktion hervorrief. (Vgl. Oberempts, 1973: 53). In der Zeit zwischen 1838-1848 waren die Erscheinungen ihrer Werke „*gesellschaftsbeherrschend*“ (Vgl. Kober-Merzbach, 1955: 27) und es ist durchaus klar, dass sie zu den interessantesten Frauen des 19. Jahrhunderts gehört. Zum Verständnis ihres Lebens sollen zunächst einige Daten zu ihrer Person geschrieben werden.

Ida Hahn wurde am 22. Juni 1805 in Tressow in Mecklenburg-Schwerin geboren. Ihr Vater, Graf Carl Hahn, ruinierte die Familie durch seine Theaterleidenschaft, indem er als Direktor einer Schauspieltruppe durch die Lande zog. Ida Hahn-Hahn lebte nach der Scheidung der Eltern (1809) mit ihrer Mutter und den Geschwistern in Rostock, Neubrandenburg und Greifswald in bescheidenen Verhältnissen. 1826 wurde Ida einundzwanzigjährig mit ihrem reichen Vetter, Graf Friedrich Adolf von Hahn-Basedow verheiratet. Sie löste sich jedoch rasch wieder aus dieser ihr aufgezwungenen Ehe mit ihm, „*der sie nach kurzer traumatischer Ehe durch einen in ihrem Schreibtisch versteckten (von ihm) fingierten Briefwechsel mit einem Maler zur Scheidung zwang, während sie schwanger war*“ (Taeger, 1986: 245). Die Ehe wurde schon 1829 nach der Geburt einer Tochter geschieden. In Wiesbaden lernte sie im gleichen Jahr den kurländischen Baron Adolf Friedrich von Bystram (1798-1848) kennen. Mit ihm führte sie eine freie Ehe, um ihre Rente nicht zu verlieren, mit der sie in ungewöhnlicher Unabhängigkeit abgesichert, bis zu ihrer Konversion 1850, lebte.

Mit dem späteren Reichsregenten, Heinrich Simon begann sie 1836 ein Verhältnis. Nach Bystrams Tod (1848) konvertierte sie in Berlin zum Katholizismus und zog nach Mainz; dort gründete sie 1854 das Kloster „*Zum guten Hirten*“, wo sie bis an ihr

Lebensende Ruhe fand. Ausgedehnte Reisen führten sie u.a. nach Frankreich, Italien und in den Orient. Dort entstanden viele von ihr verfasste Reisebriefe, -berichte oder Erinnerungsblätter, wie „*Venezianische Nächte*“ (1836), „*Reisebriefe*“ (1841), „*Erinnerungen aus und an Frankreich*“ (1842), „*Orientalische Briefe*“ (1844), „*Von Babylon nach Jerusalem*“ (1851), „*Aus Jerusalem*“ (1851).

Mit Bystram unternahm sie lange und anstrengende Reisen, deren Erlebnisse sie aufschrieb. Durch ihren Freund ermuntert, gab sie mit dreißig Jahren ihren ersten Gedichtband heraus („*Le Maître*“, 1869). Bis 1850, dem Jahr ihrer Konversion, veröffentlichte sie fünf Gedichtsammlungen, sechs waren oben genannte mehrbändige Reisebeschreibungen und zehn Romane. Sechs von diesen wurden schon 1845 unter dem Sammeltitle „*Aus der Gesellschaft*“ – gleichzeitig der Titel ihres ersten Romans - neu herausgegeben. „*Gräfin Faustine*“, der von ihren Zeitgenossen meistbeachtete Roman, „*erlebte innerhalb von sieben Jahren drei Auflagen*“ (Taeger, 1986: 246). Nach Sengle wurde sie gewöhnlich die deutsche George Sand genannt, „*(...) allerdings steht sie, beeinflusst von den Schriften George Sands, als Adelige neben ihren bürgerlichen Konkurrentinnen wie Fanny Lewald oder L. Mühlbach (Clara Mundt)*“ (Kindlers neues Literatur-Lexikon, 1996: 170).

Mit ihrer Lebensführung hatte Ida Hahn-Hahn zum Ausdruck gebracht, dass sie nicht mehr gewillt war, ihr Leben nach den erwarteten gesellschaftlichen Normen auszurichten. Sie reiste, wohin und wie es ihr Spass machte und kümmerte sich nicht darum, dass sie die erste Frau war, die in Konstantinopel einen Reisepass für den Orient forderte. (Vgl. Hahn-Hahn, *Orientalische Briefe*, 1844: 301). Es störte sie ebensowenig, dass man sich anfangs in der höheren Gesellschaft über ihre illegale Beziehung zu Bystram entrüste. Seit ihren eigenen bitterlichen Eheerlebnissen hielt sie nichts mehr von institutionalisierten Liebesbindungen und zog die wilde Ehe mit Bystram vor. Vor der gesellschaftlichen Meinung hatte sie sich längst emanzipiert. Was für sie zählte, waren Reisen und das Schreiben.

Ida Hahn-Hahn lebte nicht nur nach ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen, sie thematisiert in ihren Werken auch die Entwicklung der Frau zu einem sich selbst bestimmenden Individuum. 1848 erschien von ihr der Roman *Gräfin Faustine*, der als ihr bester Roman gilt (A. Schons: Internet), in dem sie sich selbst eine Rolle gibt. Dieser so genannte autobiographische Roman erzählt von dem Leben der Autorin,

jedoch durch die Handlung einer anderen Person, der Hauptfigur im Roman, nämlich „Gräfin Faustine“. „Keinem andern Roman“, so Gentli, „liegt die Lebensgeschichte der Gräfin (Hahn-Hahn) in dieser Vollständigkeit zugrunde wie ‚Faustine‘“. (Guntli, 1931: 13). Der Roman beginnt zu der Zeit nach der Scheidung der Gräfin von Graf Obernau, deren Ehe aus Konvenienz geschlossen wurde und geht bis zur Konversion. Zum Romanbeginn lebt sie bereits in freier Ehe mit Baron Anastasius Andlau in Dresden zusammen. In der gesellschaftlichen Runde bleibt dieses Verhältnis mit Andlau jedoch rätselhaft; man kann darüber lange diskutieren:

„Wer war die Dame?“ fragte Graf Mengen lebhaft.

„Eben die Gräfin Faustine, von der wir sprechen“ (...)

„Verheiratet?“

„Gewesen. - Vielleicht. - Man weiß nicht. - Witwe. - Unverheiratet“ – erscholl es von allen Seiten (Hahn-Hahn, 1986, S. 11).

Ihr Verhalten, sich von ihrem Ehemann scheiden zu lassen und eine freie Ehe zu führen, ist gemäß den gesellschaftlichen Vorstellungen skandalös, trotzdem wird Faustines Auftritt in den gesellschaftlichen Kreisen, in der Öffentlichkeit, immer erwartet. Es sind Faustines Eigenschaften, also „ihre persönliche Ausstrahlung, ihr Künstlertum, das die Gesellschaft fasziniert. Sie ist eine talentierte Malerin“, - gleich zu Romanbeginn erlebt man sie bei dieser künstlerischen Tätigkeit. „Der bestrickende Charme, der von der geistig und emotionell vitalen Frau ausgeht, verhindert nicht allein eine gesellschaftliche Ächtung ihrer wilden Ehe, sondern erzwingt sogar eine allseitige Anerkennung des von Faustine beanspruchten Rechts auf eine freie schwärmerisch-romantische Verwirklichung ihres ‚genialen‘ Wesens“ (Kindlers neues Literatur-Lexikon, 1996: 170).

In der Gestalt Andlaus ist für sie immer der „unbeschreibliche Ausdruck von Zärtlichkeit, Andacht und Freude“ da (Hahn-Hahn, 1986, S. 16). Er ist ihr „Vater oder Freund, Lehrer und Geliebter“ (ebd., S. 17), nicht der Herr und Gatte, der ein verbrieftes Recht hat an der Gewalt über die Frau. Ihr Geist fand immer „Nahrung und Anregung“ bei Andlau und seine Seele war für sie „der Inbegriff aller Vollkommenheit“ (ebd.). Sie unternahmen zusammen Reisen nach Belgien und Süddeutschland, die ihre und seine künstlerische Anschauungen bereicherten:

„Er freute sich ihres schönen Talents (ihrer Kunst des Malens) - nicht bloß weil es ihm Wonne war, sie zu bewundern - sondern weil er es betrachtete als einen Kanal, in welchem der übervolle Strom ihres Wesens wohlätig, ohne die Ufer zu zerstören, sich ergoß. Ihren Phantasien

lich er immer Gehör. Ihren Gedankensprüngen setzte oft sein Urteil, seine Meinung, Schranken; niemals seine Laune“ (ebd., 72).

Andlau ist für sie das Wesen der Vollkommenheit. Sie leben zusammen in einer Art gegenseitiger Vervollkommnung,

„(...) sie fand jeden andern langweilig und steril, wo sie nicht dieser Teilnahme, dieser Ermunterung, diesem Verständnis begegnete. Er hatte sie daran gewöhnt, sich rücksichtslos, absichtlos, in unbefangener keuscher Freiheit vor ihm zu offenbaren; darum wurde es ihr schwer, in die zurückhaltenden, abwehrenden Formen der Gesellschaft sich zu fügen.“ (ebd.).

Dieser siebenjährige glückliche Zustand wird durch ihre Leidenschaft zerstört. Eine geschäftlich bedingte Abwesenheit Andlaus gefährdet das Verhältnis der Gräfin zu ihm, dem sie das erste Erlebnis tiefer Liebe und ihr Selbstbewusstsein verdankt: Nachdem der Bruder von ihrem Schwager Clemens von Walldorf sie vergebens umworben hat, verliebt Faustine sich in Graf Mario Mengen, einen hochgebildeten, feingefühligen und edlen Mann, der im Gegensatz zum zärtlichen aber wohltemperierten Andlau ihre Sinnlichkeit reizt. Auch dieses Mal handelt sie *„nach Laune, aus Leidenschaft, aus Eingebung, was immer eine mißliche Sache ist, und wenn die Natur auch die Allerreinste“* (ebd., 17).

Indem sie sich nicht beherrscht, begibt sie sich nicht nur in die Abhängigkeit ihrer Gefühle, sondern fügt sich auch seinem Willen: *„sie war ganz von ihm beherrscht“* (ebd., 199). Sie gerät immer tiefer und tiefer in den Bann des Grafen Mengen. Er diktiert ihr die Trennung von Andlau durch ein Ultimatum und verhindert dadurch ihre eigentlich überlegte Entscheidung. So gesteht sie sich und später auch ihm ein, dass er die wahre Erfüllung ihres Lebens bedeutet.

Taeger äußert ihre Meinung dazu, dass sie ihren Glücksanspruch in Faustines Verhältnis zu Andlau nicht in erster Linie an den Mann richtet, sondern abstrakter an das *„Leben“*, an sich selbst, so fern sie ihr Leben bestimmen kann (vgl. Taeger, 1986: 257):

„Denn wie soll ich Respekt haben vor irgendeiner Wesenheit, wenn ich nicht bei meiner eigenen anfang? (...) wie sollt' ich nicht suchen, zuerst mich selbst durcharbeiten? Das ist unser Ziel, das ist unsere Seligkeit“ (Hahn-Hahn, 1986: 140).

Doch sie ist jetzt bereit, ihm aufgrund ihrer Liebe zu gehorchen. Sie schreibt Andlau einen Abschiedsbrief, während der völlig verstörte Clemens vor ihren Augen

Selbstmord begeht. Mengen, der ihre Abneigung gegen die Ehe kennt, nötig sie trotzdem dazu:

„Meinst du , ich würd' es mir gefallen lassen, daß die Frau, der ich mein Leben weihe, meinen Namen zu tragen verschmähte? meinst du, ich könnte mich zufrieden geben in einem schiefen, aller Mißdeutung fähigen Verhältnis, wenn dieses durch nichts motiviert wird als durch die Laune der Frau?“ (ebd., 201)

Die beiden heiraten und ein Sohn wird geboren. Ihr Glücksanspruch richtet sich ausschließlich an diesen Mann. Das Glück scheint vollkommen. Jedoch ist sein Triumph ihre Zerstörung. Hatte sie in ihrer ersten Ehe mit Graf Obernau drastisch erleben müssen, wie entwürdigend es ist, einem Mann zu „gehören“, den man nicht liebt, erfährt sie bei Mengen, dass es selbst dann noch enttäuschend ist, wenn man liebt:

„Und er soll ein Herr sein - steht in der Bibel“ (ebd., 202)

Im Laufe der Ehe zeigt sie Melancholie, Depression und Übersättigung. Sie ist nicht mehr wie zuvor ein vitales, heiteres Wesen, sondern sie verliert die Freude an der Ehe und Liebe:

„Auf Augenblicke der Ekstase (...) folgen andere ... da hab' ich dir nichts zu sagen (...): da sind wir in Kleinigkeiten verschiedener Meinung (...) ; da ist dein Blick kälter, dein Gespräch unlebter, dein Kuß ruhiger, dein ganzes Wesen gleichgültiger; da fühle ich, daß du durchaus das Nämliche bei mir findest; da betrüb' ich mich denn unsäglich (...).“

Zu diesem Zustand findet sie ihre Liebe als ungenügend und nicht „*rechter Art*“ (ebd., S. 225). Dagegen wird aus Mengens Sicht ein Zusammenhang zwischen Künstlertum und Melancholie hergestellt (vgl. Taeger, 1986: 256). Ihr Seelenzustand ist wie gelähmt:

„Ein Hauch von Melancholie hatte immer um sie geschwebt (...) : jetzt verdichtete er sich oft zu Wolken, die ihre Heiterkeit überschatteten und ihre Beweglichkeit lähmten (...).“ (ebd., 233).

Sie befindet sich im Zustand der Verzweiflung und Rastlosigkeit, weil sie ihren Anspruch auf Glück nicht länger an „*das Leben*“ und an sich richten kann, sondern an „*den Mann*“, den sie zwar liebt, der sie aber beherrscht.

Dazu kommen noch die Erinnerung an Andlau und Clemens Tod, die „*mehr und mehr ihr Dasein überschattet*“ (Kindlers neues Literatur-Lexikon, 1996: 170) und die als eine der Ursachen ihrer Konversion angesehen werden kann. Zu Mario ruft sie:

„**ich töte ihn (Andlau)! Dem Clemens hab ich Leib und Seele getötet; ihm (Andlau) das Herz ... und jetzt auch den Leib**“ (Hahn-Hahn, 1986: 238).

Ein Widersehen mit Andlau, der in ihren Armen einer alten Verwundung erliegt, bestätigt in ihr den langsam gereiften Entschluss, in ein Kloster einzutreten; dort stirbt sie schon nach anderthalb Jahren.

Vergleicht man das Leben der historischen Person Gräfin Hahn-Hahns mit der Protagonistin des Romans, stellt man trotz einer gewissen Fiktionalität fest, dass es Gemeinsamkeiten in vielen Punkten gibt: In ihrem Werk „*Von Babylon nach Jerusalem*“ (Hahn-Hahn, 1851: 35) äußert die Autorin ihren seelischen Zustand, den Durst ihrer Seele, wovon an folgenden Stelle die Rede ist:

„**Ich schrieb, und zwar so, wie ich alles tat, was ich tat: aus innerm Drang, um mir selbst zu genügen, um in irgendetwas den Durst meiner Seele nach Vervollkommnung auszusprechen...**“

Dieser Drang und Durst nach Vervollkommnung selbst wird der Hauptfigur mehrmals in den Mund gelegt:

„**(...) dies Fieber in mir, das durch nichts auf der Welt gestillt werden konnte, nicht durch die Liebe, nicht durch den Schmerz, nicht durch das Glück, nicht durch den Genuß, durch nichts, nichts, was sonst der Menschen Lust und Wonne oder ihre Vernichtung ausmacht. Dies Fieber, das mich rastlos umhertreibt (...)**“ (Hahn-Hahn, Faustine, 1986: 239).

„**Es gibt keinen Stillstand für mich, dachte sie, rastlos muß ich vorwärts - und ist das nicht eins und dasselbe mit aufwärts?**“ (ebd., 207),

„**Das äußere Leben kann fertig und das innere strebend sein**“ (ebd., 234)

Auch andere Romanpersonen, wie beispielesweise Mengen, äußern diese Beobachtung, dass sie „*unlöschaeren Durst nach ,etwas Anderem*“ hat (ebd., 224).

Darüber hinaus werden die Männer, die in Ida Hahn-Hahns Leben entscheidende Rollen spielten, im Roman in verschiedenen Charakteren dargestellt. So informiert die noch zu Lebzeiten Hahn-Hahns erschienene Darstellung von Marie Helene (d.i. Elisabeth la Maître) „*Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ein Lebensbild nach der Natur gezeichnet.*“ über die Jahre bis zur Konversion, insbesondere über Ida Hahn-Hahns

Beziehung zu Graf Friedrich Hahn, Adolph Friedrich von Bystram und Heinrich Simon, von denen einzelne Züge in die Gestalten Obernau, Andlaus und Mengens eingegangen sind (Taeger, 1986: 265). Bystram, in der Gestalt Andlaus, starb, wie sein literarisches Pendant, kurz vor der Entsagung der ehemaligen Geliebten. Interessanterweise endet das Leben sowohl der Autorin als auch der Romanheldin in gleicher Weise: Sie stirbt ganz einsam im Kloster. Außerdem schreibt Hahn-Hahn den Roman vor dem Eintritt der Autorin ins Kloster. Man kann aus diesem Zusammenhang erschliessen, dass es vielleicht um die unbewusste Selbstprophezeiung für „den Durst der Seele nach Vollkommnung“ geht.

Da es sich hier um einen Roman mit lediglich „autobiographischen“ Bezügen handelt, entspricht das Leben der Protagonistin nicht zu hundert Prozent dem Leben von Ida Hahn-Hahn. Obwohl die Gedanken, Gefühle und Träume der Verfasserin durch den Erzählduktus und die Äußerung der Hauptfigur vom tiefsten Wesen ausgedrückt werden, ist an manchen Stellen Fiktives festzustellen. Beispielerweise der Grund für die Scheidung Faustines von Graf Obernau, ihrem ungeliebten Ehemann. Graf Obernau, der eine nüchterne Art und dadurch Faustines Wesen und deren Persönlichkeit nicht begreifen will, vernachlässigt sie, obwohl es am Anfang sein Wille war, um ihre Hand anzuhalten.

„(...) wenn Obernau nicht mehr müde und abgesehen war, so kamen ihm meine Vorschläge (mit ihr zu reisen, sich aufzuhalten, wo es ihr gefiele) ‚romantisch‘ vor. (...) ihm gefiel nichts besser, als in Barmberg zwischen seinen Kameraden und guten Freunden fortzuleben, und ich mußte manchen plumpen Spott über meine Liebe zur Natur und Kunst anhören. Äußerlich ertrug ich das mit kalter Verachtung; aber es grämte mich, daß Obernau nicht die geringste Teilnahme für mich empfand und es erbitterte mich, daß er dennoch es wagen konnte, von seiner Liebe zu mir zu sprechen und Erwidern zu fordern, als sei sie sein Recht“ (Hahn-Hahn, 1986: 191 f.).

Dann lernt sie Andlau kennen. Durch ein Missverständnis Obernaus bezüglich der Beziehung zwischen den beiden fordert er Andlau zum Duell auf, so dass sich Andlau auf der Stelle mit ihm duelliert und ihn anschießt. Faustine trifft infolgedessen den entscheidenden Entschluss, bei Andlau zu bleiben:

„Ich gehörte dem an, der für mich litt, unschuldig und qualvoll litt (...) Obernau begehrte, ich solle zu ihm kommen, bald bittend, bald drohend (...) Ich hatte nur eine Antwort: ‚Nie kehre ich in das Haus eines Mannes zurück, der sich und mich im Angesicht der ganzen Welt erniedrigt hat. Unerschütterlich blieb ich dabei. Obernau wollte sich nicht scheiden lassen, sei es aus Haß oder aus Rache. Mir einerlei!“ (ebd., 195)

Mit Andlau geht sie nach Nizza. Erst als Obernau stirbt, ist sie frei. So wird im Roman der Grund der Scheidung vorgestellt; der Wirklichkeit entspricht er jedoch nicht. Die Gräfin wurde „*durch einen in ihrem Schreibtisch versteckten fingierten Briefwechsel mit einem Maler*“ (Taeger, 1986: 245) von Friedrich Hahn zur Scheidung gezwungen. Dasselbe berichtet Ulrike Helmer (1996: 155), dass sie „*von ihrem ungeliebten Mann geschieden (wurde) – auf sein Betreiben hin*“ durch den „*hinterhältig fingierten Scheidungsgrund – ein ihr untergeschobener Briefwechsel mit einem Maler*“. Friedrich Hahn selbst scheint, im Gegensatz zu seinem literarischen Pendanten Graf Obernau, diese Scheidung zu wollen. Auch sind einige Romanfiguren mit höchster Wahrscheinlichkeit erfunden, da es keinen Beweis dafür gibt, ob manche Gestalten wie zum Beispiel Clemens in Wirklichkeit existierten. Im Roman hat Faustine eine Schwester, Adele, während Hahn-Hahn noch zwei Schwestern und einen Bruder hatte. Als die Eltern Faustines starben, lebten die Geschwister als Waisenkinder bei ihrer Tante. Hahn-Hahn lebte aber nach der Scheidung ihrer Mutter zusammen mit ihrer Mutter und ihren Schwestern in Mecklenburg. Aus der ersten Ehe mit Friedrich Hahn ging eine Tochter hervor, die geistig behindert war und im frühen Lebensjahr starb, wohingegen Faustine während der Ehe mit ihrem dritten Mann, Mengen, einen Sohn geboren hat.

Wie sie aus dem eigenen Leben erzählt, ist die Charakterisierung Faustines „*individualisierend und nicht prototypisch angelegt*“ (Taeger, 1986: 260) Diese Frau erlebt und erleidet die Prozesse der Selbstverwirklichung, was recht modern klingt und was man bis dahin nur an männlichen Gestalten gefunden hat, wie z.B. Goethes Faust.

2.1.2 Weibliche Faustgestalt: Arbeit am Mythos

Eine weibliche Faustgestalt – der Begriff und die Vorstellung einer weiblichen Faustgestalt ist für uns überraschend, denn wir kennen meistens die tragisch endende Liebesgeschichte von Faust und Margarete. Außerdem ist „*seit den frühesten Überlieferungen der reichen Faust-Tradition, der die europäische Literatur zahlreiche Werke verdankt, der Teufelsbündler Doktor Faustus ein Mann*“ (Doering: Internet). Es scheint also, dass Faust traditionell nur als männliche Figur akzeptiert werden soll. Darüber hinaus schildert die älteste Version der Faust-Dichtung, die „*Historia von D.*

Johann Fausten“ (siehe Anhang), die 1587 erschien, und Faust als Gelehrten darstellt, der Aufgaben wahrnimmt, die traditionell einem Mann zugesprochen werden, den Punkt, dass er Forscher, Lehrer, Reisender, Verführer ist. Er wagt es sogar, die Grenzen der Religion zu überschreiten und sich um den Preis des eigenen Seelenheils dem Teufel zu verschreiben, weil er mehr wissen will, als ihm die Grenzen der herkömmlichen Wissenschaften erlauben. Der anonyme Verfasser der *Faust-Historia* warnte vor dieser Grenzüberschreitung; doch haben Fausts Eigenschaften, also sein enormer Wissensdrang, sowie sein Pakt mit dem Teufel die zunehmende Popularität dieser literarischen Gestalt zur Folge, so dass *„Faust schließlich zu einer Symbolfigur des modernen, neuzeitlichen Menschen wurde“* (ebd.).

Außerdem entwickelte sich nach Doering im Laufe des 19. Jahrhunderts gerade eine Ideologie des *„Faustischen“*, die alle negativen Seiten des Zauberers Faust mehr und mehr ausblendete und den Teufelsbündler zu einem deutschen Nationalhelden zu stilisieren versuchte. Viele Schriftsteller versuchten und versuchen, den Faust-Mythos jeweils auf ihre eigene Zeit zu übertragen und schaffen eine Hauptfigur nach dem Faust-Vorbild in ihren Werken.

Ida Hahn-Hahn hat zum ersten Mal den Versuch unternommen, eine fiktive weibliche Gestalt ganz nach dem Vorbild Fausts zu entwerfen, *„denn mit neuen Fragestellungen verändert sich auch der Blick auf die bekannten Stoffe und Traditionen“* (ebd.). Dabei werden die Aspekte der Ordnung der Geschlechter in der Vorstellung der weiblichen Faustgestalt in Frage gestellt, d.h. wie ist es möglich, dass eine Frau *„männliches“* Verhalten übernimmt. Und zu welchem Ende muss dieses aus damaliger Sicht *„unerhörte“* Verhalten führen? Aber wenigstens braucht Doktor Faust keineswegs immer nur ein Mann zu sein und diese Überlegung ist Ida Hahn-Hahns Gräfin Faustine zu verdanken.

2.1.2.1 Liebe als Mittel der Selbstverwirklichung

Der Name *„Faustine“* leitet sich von *„Faust“* ab, wie die Hauptfigur selbst den Ursprung ihres Namen erklärt *„Mein Vater hatte eine solche Liebe zu dem Goetheschen Faust, daß er, um in jedem Augenblick seines Lebens an dies Meisterwerk erinnert zu werden“* (Hahn-Hahn, 1986: 174) ihr den Namen zu geben

beschloss. So wird sie Faustine getauft. Als Gräfin Faustine nach dem Ursprung ihres „*ungewöhnlichen*“ Namens gefragt wird, bekennt sie sich auch zu ihrer Faust-Nachfolge:

„Für mich hat (...) mein Taufpate, Faust, stets ein ganz besonderes Interesse gehabt, unabhängig von dem Zauber seiner Poesie und seiner grandiosen Weltanschauung. Ich wollte immer mein eigenes Schicksal in diesem rastlosen Fortstreben, in diesem Dursten und Schmachten nach Befriedigung finden“ (ebd., 175).

Mit diesem Bekenntnis zu Fausts Rastlosigkeit blendet Faustine die traditionellen negativen Seiten von Faust, also seinen immensen Wissensdrang und seinen Pakt mit dem Teufel, aus. Der Faust, den sie sich zum Taufpaten ausgewählt hat, ist ihr kein Teufelsbündler, sondern er bemüht sich nach allen Kräften um seine Vervollkommnung. Dieser Annahme stimmt Hans Meyer zu, wonach Faustine ein weiblicher Faust ist, der „– mit Maß und Ziel, wie zugestanden werden soll – im Genuß nach der Begierde schmachtet“ (vgl. Taeger, 1986: 251).

So scheint Faustine nach diesen Meinungen ein weiblicher Faust zu sein, nämlich ewig unbefriedigt, rastlos, zerstörerisch. Graf Mario Mengen, ihr zweiter Gatte, beschreibt sie so:

„Jede vollendete Arbeit war ihr gleichgültig – gleichgültig Haben, Besitzen, Genießen! Streben war ihr alleiniges Glück, und der Moment, wo sie das Erstrebte mit der Fingerspitze berührte ihre Seligkeit. Sollte sie aber festhalten, so ermattete ihre Hand“ (Hahn-Hahn, 1986: 222).

Diese Behauptung mag anhand des Romans stimmen. Scheint Faustine ihr eigenes Schicksal mit Goethes Faust als Vorbild, im rastlosen Fortstreben nach Befriedigung finden zu wollen, vertritt sie jedoch die Meinung, dass „(...) jeder seinen eigenen zweiten Teil zum Faust (schreibt), der Goethesche ist allzu individuell“ (ebd.: 175). Als man sie fragt, ob sie einen zweiten Teil zum Faust schreibe, entgegnet sie, sie lebe ihn lieber, denn Schreiben sei nur ein Surrogat für das Leben. Die Wege von Goethes Faust zur Befriedigung, wie Graf Kirschberg, ein Freund von Faustine analysiert, sind (vgl. ebd., 175):

„Studien, Forschungen (...) Der Strom der Sinnenlust hat im Entstehen noch Nerv, weil der Quellpunkt, die Liebe, ihm Nahrung gibt, aber breit, und dürftig dennoch, zerfließt er in der Steppe des Überdrusses und des unbestimmten auf kein hohes, festes Ziel gerichteten Verlangens. Dann versucht Faust, dem Ehrgeiz, dem Weltglanz, der Welteitelkeit einiges Vergnügen abzugewinnen; aber es bleibt ein schaler Spaß für ihn ohne Saft und Kraft, und dasselbe bleibt ihm die Kunst, der er sich darauf in die Arme wirft. Das in ihr und mit ihr Erzeugte, Euphorion, verschwindet, weil es nicht aus der Begeisterung geboren ist, und somit hat auch die Kunst ihren

Reiz für ihn verloren. Endlich probiert er es gar mit der Wohltätigkeit, mit der allgemeinen Menschenliebe, doch die Lauheit, das vage Mißvergnügen bleiben ihm zur Seite, und dieser ununterbrochene Seelenregen macht ihn so matt, daß er ganz froh ist, endlich mit guter Manier in die elysischen Gefilde des Himmels einpassieren zu dürfen.“

Dieses ist für Faustine nur „eine Richtung“. Im Gegensatz zu Faust gilt ihr Streben aber der Vervollkommnung der Liebe, einer anderen Richtung. Nach Taeger warf Faustine Faust vor, dass er nicht liebesfähig sei: *„Faust ist nicht involviert, gibt sich nicht selbst als Einsatz. Seine Unfähigkeit zur Befriedigung entsteht durch die Distanz, die er zu Menschen und Dingen einhält.“* Faustine nennt die Liebe als „Element“, als „Königreich“ der Frauen. Die Männer, sowie Faust, sind darin fremd: „Einwanderer“, wie sie Faust kritisiert:

„Ich sehe aber nicht ein, warum Faust seelenmatt werden muß. Hat die Liebe ihm keine Befriedigung gegeben, so werfe er sich lodernd, wie in ihren Schoß, in die Arme des Ehrgeizes, der Weltherrlichkeit, der Kunst! So ringe er nach ihnen und um sie, statt mit ihnen zu spielen.“ (ebd., 175 f.)

Faustine spielt mit der Liebe, da sie glaubt, ihre Befriedigung in der Liebe finden zu können, obgleich Clemens wie Mengen ihre Fähigkeit zu lieben bezweifeln. Bei der ersten Liebe ist es ihr nicht gelungen, ihren Ehemann, Graf Obernau, sowohl vor als auch nach der Heirat, zu lieben und ihn gar heiraten zu wollen. Sie war damals ein Mädchen, das wie jedes andere dachte, dass es durch die Ehe einen Menschen glücklich machen wird. Ohne Widerstreben gab sie deswegen Obernaus Werbung Gehör. Als sich der Hochzeitstag näherte, fühlte sie sich unsicher und beklommen. Sie wollte nicht mehr heiraten. Es passierte einfach und ließ sich nicht begründen, warum dieses Gefühl in ihr wuchs. Sie bat Obernau mehrmals vergeblich um die Lösung der Verlobung und um ihre Freiheit gebeten. Den Gedanken, es sei ein Fehler: einem Mann zu gehören, ohne ihn zu lieben, überwand das kindliche Denken: *„wohlan, lieber unglücklich sein, als unglücklich machen“*, nachdem Obernau vor Verzweiflung zu ihren Füßen lag und weinte. Durch die Heirat sah sie sich aber in der Gewalt eines Menschen und als Sklavin:

„Ich kam mir selbst unmenschlich, entwürdigt vor (...) und das Geschöpf, welches der Mann mit dem Fuß vom Sofa auf die Straße schleudert, schien mir weniger erniedrigt, als ich mich fühlte.“ (ebd., 189)

Die beiden sind von unterschiedlichster Art. Da Faustine ihren Mann nicht liebte, so mochte sie ihn wenigstens nicht beherrschen. So ging sie ihrer Wege und er ging die seinen. Er kümmert sich nicht um sie: *„und so lebten wir, miteinander schauerlich*

verbunden, ineinander schauerlich getrennt.“ (ebd., 191) Dann trat Andlau in ihr Leben ein, der in ihr wieder die Lebendigkeit weckte: *„Nur frei sein; danach schmachtete ich, wie nach Wasser in der Wüste.“* (ebd.: 194) Diese Beziehung zu Andlau bedeutet die Auflösung der Ehe.

Die erste Ehe sollte ihr keine Befriedigung geben; wahrscheinlich wegen Obernaus Charakter; prosaisch, mit Mangel an Zärtlichkeit und an Feingefühl, usw., und hauptsächlich wegen Faustines Wesens selbst, das als *„Abnormität“* betrachtet wird: *„Freilich war er nicht glücklich, der arme Obernau, doch ich hätte ja ein ganz anderes Wesen sein müssen, als ich war, um ihn zu beglücken.“* (ebd., 190 f.). Das lässt sich nicht ändern. Zu Andlau hat sie eine solche Liebe, in der ihr Geist immer *„Nahrung und Anregung“* bei ihm findet. Andlau ist alles für sie, was sie braucht, *„Vater oder Freund, Lehrer oder Geliebter“*. *„Ihre fliegende Phantasie wird in Schranken gehalten durch seine Klarheit, ihre reizbare Beweglichkeit durch seine Ruhe.“* Andlau ist für sie in seiner Haltung und Seele so fest, klar und still, dass Faustine ihn einmal mit einem *„Felsen“* vergleicht:

„Du bist wie ein Felsen; daran rank' ich mich als Efeu mit geschmeidigen Armen empor und schmücke ihn, so gut ich kann. Aber der Felsen bleibt ernst und unbewegt, und ich weiß nicht einmal, ob es ihm eine Freude ist.“ (ebd., 28)

Ohne Heirat leben sie zusammen. Er behandelt sie gleichberechtigt. Bei Andlau fühlte sie sich weder gekränkt, noch erniedrigt, noch gedemütigt. Sie genießt die Freiheit, die sie erst nach der Scheidung von Obernau erlebt: *„(...) in meiner Freiheit fühlte ich mich auf derselben Stufe stehend mit dem Mann, den ich so unaussprechlich verehrte“* (ebd.: 195). Bei ihm ist sie stets *„gehoben“* nicht *„herabgezogen“*; *„stets fühlt sie ein Vorwärtsschreiten, eine Entwicklung, keinen Stillstand, kein Zurückgehen, kein Versinken“* (ebd.: 196). Sie ist dadurch glücklich, gewinnt zugleich durch dieses Glück die volle Selbständigkeit und gerät in die *„Sphäre des Weibes, welches seine Ausbildung und Befriedigung allein in der Liebe findet“* (ebd.) Selbständig lieben und leben zu können, darüber sollte sie sich nicht beklagen. Sie glaubt, dass sie es durch Andlau in diesem Zustand schaffen würde, in dieser Liebe ewige Befriedigung zu finden. Auf diesem *„Felsen“* wächst in ihr *„unendliche Gewißheit“*. Sie fühlt sich so sicher, dass sie keiner *„endlichen Fessel“* bedarf. Andlau sieht sich diesen Zustand optimistisch an, da diese Zuversicht für ihn *„eine richtige Würdigung seines Charakters“* ist, denn der Felsen ist seiner Natur nach stabil und unerschütterlich. Die

Veränderung betrifft jedoch nur den, der darauf steht, ob er es da noch sicher hat oder nicht. Unglücklicherweise wankt bei dieser Liebe Faustine „*die unendliche Gewißheit*“; sie bekennt sich zu dieser Veränderung: „*und der Platz, der wie ein Fels unter meinen Füßen war, ist Treibsand geworden*“ (ebd.). Offensichtlich ist diese Liebe zu Andlau nicht die richtige. Die Befriedigung ist nicht dauerhaft genug, um ihre sehnsüchtige Seele zu beruhigen. Da Liebe ihr Mittel ist, seelische Befriedigung zu finden, wagt sie es weiter, mit der Liebe zu spielen. Sie definiert den Liebesbegriff so:

„*Lieben ist: sich einem Gegenstand weihen*“, und stellt dazu noch die Frage, die ihrer Problematik entspricht: „*(...) aber muß der Gegenstand durchaus derselbe bleiben?*“ (ebd.: 254).

Natürlich muss ihr Gegenstand der Liebe, welcher selbst auf sie zukommt, nicht unbedingt derselbe bleiben, als sie Graf Mengen begegnet. Während Andlaus Abwesenheit entwickelt sich ihre Beziehung, bis er ihr eines Tages seine Liebe zu ihr gesteht. Trotz des Gefühls von erbärmlicher Untreue zu Andlau genießt sie doch diese glühende Liebe. Ihre Leidenschaft siegt über ihr Gewissen. Sie begibt sich nicht nur in die Abhängigkeit ihrer Gefühle, sondern fügt sich seinem Willen. Sie ist ganz von ihm beherrscht, der im Gegensatz zum zärtlichen aber wohltemperierten Andlau ihre Sinnlichkeit reizt. Mengen versucht, ihre frühere Verbindung mit Andlau zu lösen und bestätigt ihr die gegenwärtige Verbindung. Er stellt ihr ein Ultimatum, entweder sie wählt Andlau oder ihn. Er diktiert ihr nicht nur, Andlau einen Abschiedsbrief zu schreiben, sondern auch, dass sie ihn heiratet, was nach ihrer ersten Scheidung nicht in Frage kommen soll und obwohl sie ihren vollen Widerwillen gegen die Ehe ausgesprochen hat. Trotz ihres Widerspruchs nötigt Mengen sie dazu, der ihre Abneigung gegen die Ehe kennt. Er berichtet zufrieden:

„*Bis dahin mochte sie nicht in die hergebrachten Verhältnisse eingehen; sie verstand nicht das Familienglück, denn sie war ein verwaistes Kind - nicht die Ehe, denn sie war ein gequältes Weib gewesen - vielleicht nicht einmal die Liebe, obgleich sie Andlau mächtig geliebt hatte, denn sie wollte sich durch die Liebe außerhalb aller Schranken frei fühlen; und nur innerhalb der Schranken kann Freiheit bestehen, außerhalb liegen Willkür und Auflösung. Das erkannte sie; jede Erkenntnis war ihr eine Wonne, sie liebte mich glühend, weil sie mir sie verdankte.*“ (ebd., 220).

Er beherrscht sie mit Bestimmtheit und Entschiedenheit. Nach der Heirat gehen sie nach Florenz und verleben vier glückliche Jahre. Sie sind beide glücklich. Ein Sohn ist inzwischen geboren worden. Also hat er sie gewonnen; das bedeutet für sie aber

Zerstörung. Ihm gelingt es, sie zu „zügeln“, ohne zu wissen, dass er auch ihr Wesen zerstört. Sie bemüht sich trotzdem mit ihrer glühenden Liebe darum, ihre Selbstaufopferung zu idealisieren. Als Folge erwartet sie durch diese die dauerhafte Ekstase von Glück und permanenter Befriedigung. Ist es nun nicht so, wie sie hofft, dann gerät sie in fürchterliche Umstände, so Taeger: *„Zwang und Selbstaufgabe rächen sich durch zerstörerische Impulse, die sie zuerst nur gegen sich selbst wendet, dann auch nach außen.“* Das mag geschehen, wenn in ihr kein Kompromiss geschlossen wird. Das Problem soll wieder niemand anderer sein als sie selbst. Indem sie sich der Liebesmoral fügt, entzweit sie sich selbst und erlebt eine Depression. Sie fühlt sich außerdem von dieser Liebe ausgebeutet:

„Wir (Mengen und sie) haben mein Herz so nach seinen Schätzen durchgraben, daß die Goldminen ... vielleicht erschöpft sind. Ehe die trostlose Gewißheit uns kommt“ (Hahn-Hahn, 1986: 235).

Aus diesem Grund wird sie melancholisch. In dieser Liebe gelingt es ihr wieder nicht, dauerhafte Befriedigung und Ruhe zu erreichen: *„Wäre die Liebe rechter Art, so könnte nie ein solcher Moment eintreten. Die Seligen sind gewiß niemals niedergeschlagen“* (ebd., 225), sondern diese Suche danach gerät zur Unrast, die ihre Vergeblichkeit vorwegnimmt, aber trotzdem auf diese seelische Leere, also auf *„Speise, die nicht sättigt“* (Goethe, zitiert nach Taeger, 1986: 253), nicht verzichten kann. Dagegen zu kämpfen, ist ihr nicht mehr möglich. Als Kompromiss bleibt nur das Leben im Kloster. Sie möchte *„ganz Gott angehören und in ein Kloster gehen“*:

„Mario, du willst nicht sehen, was ich doch ganz klar und deutlich sehe, daß meine Zeit aus ist (...) Die Jahre mit Dir, Mario, waren meine höchste Blütezeit!“ (ebd., 234).

Als dieser ihr ihren Wunsch nicht bewilligt und an ihrer Liebe zweifelt, erklärt sie ihm bittend:

„Ich liebe dich, ich habe nichts so wie dich geliebt, ich werde nach dir nichts lieben, aber über dir – Gott!“ (ebd., 235).

„Dort werde ich still leben“ (ebd., 238)

Mit diesem Gedanken der Hoffnung geht sie in ein Kloster. Dabei lässt sich die Frage, ob Faustine bei Gott, indem sie sich göttlichem Willen unterwirft, Befriedigung und Ruhe findet, eher negativ beantworten. Seit der Entsagung Faustines erfährt der Leser aus der Perspektive des Gatten, Mengen, die weitere Entwicklung der Geschichte.

Anderthalb Jahre nach ihrer Entkleidung stirbt sie. Zu ihrem Tod meint Mengen, dass sie doch „*nicht an jener kurzen Krankheit*“, wie man ihm berichtet hat, „- *sondern am langen Gram, an der bitteren Enttäuschung, vielleicht an der zernagenden Reue gestorben ist.*“ Dass sie ihr Ziel nicht erreicht hat, davon ist Mengen überzeugt:

„Denn die Überzeugung ist unerschütterlich in mir: zum dritten Stadium des Klosterlebens, das sie einst mir beschrieb, ist sie nicht gelangt; das zweite hat sie aufgerieben. Sie hat sich die Flügel im Käfig wund geschlagen und ist daran verblutet. Sie hat zu spät eingesehen, daß unser Leben, wie das des Moses, nichts ist, als der Hinblick nach dem verheißenen Kanaan; sie hat ihre gloriose Natur in dumpfer Trostlosigkeit zu Ende gehen lassen und ihren Irrtum mit dem Tode gebüßt! – Ruhe dir, du ruheloses Herz!“ (ebd., 243).

Dieses Ergebnis könnte zweifach zu begründen sein; zum einen wegen ihr selbst und zum anderen wegen dem von der Verzweiflung bestimmten Selbstbetrug. Erstens wird sie im Fortgang der Handlung nicht selten als „*flammendurstiges ruheloses Wesen*“ bezeichnet, das durch nichts auf der Welt gestillt werden kann. Zweitens betrügt sie sich selbst, als könnte ihr ihre Liebe zu Gott, nach den Erfahrungen der Liebe zu weltlichen Dingen, die permanente Befriedigung gestatten, die ihre ruhelose Seele stillen soll. So gerät die Hauptfigur in „*Flucht in asketische Weltverneinung ohne wahre Frömmigkeit*“ (Kindlers neues Literatur-Lexikon, 1996: 170). Auch dort findet sie keinen Ausweg und muss dementsprechend tragisch untergehen.

Während die Liebe ihr als Mittel zur Befriedigung dient, sind Faustines Interessen an Kunst und Reisen nur Nebenbestandteile dargestellt, die zusammen mit dem Hauptteil läuft. Diese beiden Elemente verbinden sich fest, mit anderen Worten: Immer wenn sie reist, entwickelt sich ihre künstlerische Schwärmerei und Begabung weiter:

„Wir (Andlau und sie) (machten) eine Reise durch Italien. Wie ging mir das Leben auf im Doppellicht der Liebe und der Kunst! Wie entwickelten sich meine Fähigkeiten! Welcher Strom von vielseitigem Glück umrauschte mich“ (Hahn-Hahn, 1986: 195).

„Dann fuhren wir die Donau hinab nach Konstantinopel, Griechenland und Palästina. (...) Faustine war selig, war von einem Reichtum, einer Vollendung, einer Süßigkeit wie noch nie. Berauscht von den Quellen der Urgeschichte und der Urpoesie, die jenem Boden entquollen, sagte sie, ‚Ich bin allzu glücklich! Hier muß ich sterben‘“ (ebd., 231).

Der Malerei gilt ihr größtes Interesse. Auch in den melancholischen Momenten malt sie viele Bilder, die dann in Italien verkauft werden. Zu ihrem Malertalent entwickelt sich parallel ihre Melancholie:

„Ich erreiche, was ich auch schaffen möge, nie das, was ich gewollt. Am letzten Schöpfungstage sah Gott, daß es gut war; die Menschen sprechen: der Genius mache gottähnlich, denn aus dem

Nichts bilde er Wunder und Welten; so müßte ich denn doch auch sehen, daß es gut ist, und mich ruhen in diesem Bewußtsein“ (ebd., 239).

Nie gelingt es ihr, ruhen zu können. Ihr seelischer Zustand geht so weit, bis sie durch ihre Melancholie seelisch zermürbt ist. Sie mag nichts mehr unternehmen, was sie mit Leib und Seele gern macht, weder Malen noch Reisen. Sie erkennt, dass überhaupt nichts auf dieser Welt ihr volle Befriedigung bietet. Sie mag nichts mehr kennen, nichts Neues lernen und anschließend nicht mehr reisen:

„Ich weiß nun, daß die Erde überall dieselbe ist, und der Mensch ist es auch. Nur die Oberfläche wird bei jener durch das Klima, bei diesem durch das Temperament verändert. Das Neue ist immer etwas Altes, und etwas Anderes ist immer dasselbe; nur das äußere Kleid war gewechselt. Das kann uns keine Befriedigung geben.“ (ebd., 234)

Bei ihr entsteht nun Übersättigung, die zur Resignation führt. Zusammenfassend gesagt schafft sie es nicht, durch die Suche nach der wahren Liebe, die ihr ewige Befriedigung geben könnte, ihre seelischen Bedürfnisse zu erfüllen, nicht einmal durch Kunst oder Reisen, also durch nichts. Sogar die Liebe zu Gott gestattet ihr nie, was sie haben und erreichen will, da sie nur dem Zustand der Verzweiflung entfliehen möchte, und daher nicht tatsächlich innerlich fromm ist. Erwähnenswert ist zudem ein anderer Aspekt der Hauptfigur, bei dem bearbeitet wird, dass es auch bei einer Frau möglich ist, den Anspruch auf ausschweifende Seelenentfaltung zu erreichen.

2.1.2.2 Gleichheitsideen zur Weiblichkeit im Roman

„Das Recht ist von Männern erfunden“
(Hahn-Hahn, *Der Rechte*, 1845: 243).

In einer Situation, in der „*die zweite Welle der Frauenbewegung zur Flut geworden*“ ist (Germaine Greer, *Der weibliche Eunuch*. zitiert nach Möhrmann, *Die andere Frau*, 1977: 1) und feministische Themen zur Tagesordnung gehören, ist es aufschlussreich, sich einmal die Anfänge solcher emanzipatorischen Bestrebungen ins Gedächtnis zu rufen. Wenn Greer, eine der späteren und profiliertesten Publizistinnen auf diesem Gebiet, ihr Buch „*Der weibliche Eunuch*“ mit der Hoffnung schreibt, „*Frauen möchten entdecken, dass sie einen Willen haben*“, geht es ihr um die gleiche Problematik, die schon einige Autorinnen des Vormärz beschäftigte. Zu diesen einigen gehört Ida Hahn-Hahn.

„Hat die Frau einen Willen? Darf sie ihn haben, ihn äußern? Von der Wiege an wird er gebrochen, unterdrückt, wird sie gelübt in Fügsamkeit und Nachgiebigkeit, werden ihr diese Tugenden als die vorzüglichsten ihres Geschlechts gepriesen, und anmuthige Geschmeidigkeit ... als die höchste Grazie zugerechnet“ (Ida Hahn-Hahn, Clelia Conti, 1846: 3).

So klagte Hahn-Hahn und zeigte mit diesen Äußerungen die bereits vorhandene weibliche Rollenfixierung. Und das lehnte sie ab.

Im vorigen Kapitel wurde dargelegt, dass Hahn-Hahn anhand ihres Werkes nicht nur den Faust-Mythos literarisch auf ihre eigene gegenwärtige Verfassung überträgt, viel mehr versteht sie das überlieferte Streben und die Unruhe des Doktor Faustus als Möglichkeit, aktuelle Grenzen weiblicher Lebensformen zu überwinden. In ihrer Hauptfigur „*Faustine*“ steckt die Absicht der Autorin, dem Leser die Möglichkeit und die Mittel zur Selbstverwirklichung einer Frau zu zeigen. Dass auch Frauen das Recht haben, ihren Willen zu besitzen und zu äußern und dass sie ihn in bestimmter Weise zu realisieren versuchen und vermögen, sind ihre Themen. Wenn man ihr tatsächliches Leben betrachtet, war Hahn-Hahn nicht wie die meisten anderen Frauen in der Zeit. Sie gab sich mit der traditionellen Fixierung auf die häusliche Sphäre nicht mehr zufrieden und eroberte gleichzeitig ein eigenes literarisches Wirkungsfeld. Das ist die Emanzipation in zwei Weisen: durch die literarische Hauptfigur im Eigenwerk, also durch das, was sie schreibt und durch die veränderte Rolle im eigenen Leben der Autorin als Berufsschriftstellerin, also indem sie ihre eigene Stellung in der Gesellschaft ändert.

Die Art und Weise und die Denkweise, in der sich die Autorin von traditionellen Vorstellungen und Rollen emanzipiert, verläuft wegen ihrer Herkunft aus aristokratischer Sicht. Sie schreibt aus der Perspektive ihres Standes und „*macht ihre betont aristokratische Persönlichkeit zum Mittelpunkt ihres Schreibens*“ (Oberembt, 1980: Zur Einführung I), denn ein Stand, so Würtz, „*sei es der des Adels, des Beamten, des Professors, des Kaufmanns usw., gilt als gesellschaftlicher Horizont und wird, streng abgegrenzt von anderen Klassen, nur von seiner Welt heraus gesehen und verstanden*“ (Würtz, 1944: 100). Als Konsequenz ihrer Überzeugung, dass der Adelsstand gegenüber allen anderen Schichten der Bevölkerung hervorgehoben sei, lässt die Autorin, deren Heldinnen – ganz im Gegensatz zu denen ihrer bürgerlichen Schriftstellerkolleginnen – materiell meist gut versorgt sind, fast ausschließlich Aristokratinnen auftreten (vgl. Kindlers Neues-Literatur-Lexikon, 1996: 170).

Doch während viele emanzipierte zeitgenössische Kolleginnen von Hahn-Hahn an politischen und beruflichen Aktivitäten teilnehmen, blendet ihr „*Salonroman*“ (Taeger, 1986: 264) „*Gräfin Faustine*“ den Bereich der politischen Partei- und Klassenkämpfe konsequent aus. „*Gräfin Faustine*“ ist nach Taeger kein „*Emanzipationsroman im vordergründigen Sinn, seine Autorin ist aufgrund ihrer aristokratischen Herkunft an den Fragen einer beruflichen und politischen Partizipation der Frau nicht interessiert.*“ (ebd.) Mit ihrer Äußerung bewertet Taeger die adelige Schicht der Autorin und zugleich die der Hauptfigur, die beide wenig Interesse daran haben, die gesellschaftliche Situationen wahrzunehmen. Die Außenwelt bleibt ihnen gleichgültig. Von der Persönlichkeit der Autorin und von den Charakteristika der Hauptfigur aus betrachtet, ist die Entwicklung gleich: Bis sie sich vor der römischen Kirche, als einer göttlichen Institution beugte, fühlte sie sich lebenslang als Aristokratin, die in geistiger Beziehung keine Macht über sich erkannte: „*Nichts und Niemand imponierte mir*“ (Hahn-Hahn, *Von Babylon nach Jerusalem*, 1851: 28). Sie kommt aus altem mecklenburgischen Adel, der „*sich, mehr als der Oberherr des gesamten Landes, als von ‚Gottes Gnaden‘ betrachtet wissen will*“ und „*kaum einen Herrn über sich anerkennt*“ (le Maître, 1869: 1). Und weiter „*(...) aristokratisch zu sein ist mir zu jeder Zeit, in allen Verhältnissen unter allen Umständen eine Ehre gewesen*“ (*Von Babylon nach Jerusalem*, 1851: 185). Als Folge lehnte sie demokratische Prinzipien ab. Über ihre Einstellung der Ereignisse von 1848/49 schreibt sie später: „*Ich lebte wie ein Salamander im Feuer in dem unauslöschlichsten Haß und in der unbesieglichsten Verachtung des demokratischen Prinzips und seiner Vertreter, Anhänger und Nachbeter; und zwar mit solcher Vehemenz und Intensität, dass ich nicht begreife, wie mein Herz nicht hundertmal zerbrochen ist*“ (ebd.: 219). Die neue politische, gesellschaftliche Struktur ist ihr gleichgültig. Daran hat sie kein Interesse. Was draußen geschieht, bedeutet ihr nichts. Der Gedanke, aristokratisch zu sein, wurzelt fest in ihr und hat natürlich Einfluss und Wirkung auf ihre Einstellung zur Gleichheit, was sie auch öfter in ihren Werken äußert und sie infolge dessen auch handelt.

Nicht nur auf dem politischen, gesellschaftlichen Gebiet zeigt sie kein Interesse, auch im literarischen Bereich legt sie bezüglich der Rezeption keinen Wert darauf. Sie äußert in ihrem Werk „*Faustine*“ sogar ihre Meinung für das Recht des Autors auf das eigene Vergnügen beim Schreiben, also gegen ein Unterhaltungsbedürfnis des Publikums; „*Der Leser verlangt, dass ich ihn – nicht, dass ich mich selbst amüsire. Es*

ist recht schwer, Autor- und Leserkopf unter einen Hut zu bringen.“ (Faustine, 1986: 69). Der Tag, an dem „*der Dichter (...) allen Zeiten und Völkern an(gehört); der Publizist, der Journalist – einem Moment*“ passiert nie. (Ilda Schönholm, S. 103 zitiert nach Oberembt, 1980: 10). Sie bringt ihr Selbsterlebtes, ihre Wirklichkeit zu Papier, nicht unterhaltende Fiktionen. Alexander von Sternberg berichtet in seinen „*Erinnerungsblättern*“, dass Ida Hahn-Hahn, die er „*Weiblichen Narziß*“ genannt hat, „*mit großer Nachlässigkeit*“ schrieb: „*Sie feilte nicht, überlas das Geschriebene nicht wieder, sie wollte sogar nichts davon wissen, wenn es einmal gedruckt war*“ (Sternberg, 1919: 151). Dieses mangelnde Interesse an der öffentlichen Meinung wurde immer wieder mit Hybris und Arroganz gleichgesetzt. (vgl. Taeger, 1986: 246). Ebenso wie ihre Autorin beschäftigt sich Faustine auch keineswegs mit Politik. Nirgendwo im Roman engagiert sich Faustine politisch-gesellschaftlich, wie viele literarische Hauptfiguren bürgerlicher Konkurrentinnen Hahn-Hahns, z.B. „*Jenny*“ von Fanny Lewald (1843) oder „*Revolution und Contrerevolution*“ von Louise Aston (1849). Außerdem zeigt sie kein Interesse an der Gesellschaft sowie an keinem anderen und nimmt auch keine Rücksicht darauf; sie tut, was ihr gerade gefällt:

„Es war drei Uhr nachmittags und daher keine elegante Frau auf der Terrasse zu sehen. Sie speisten oder wollten speisen und fürchteten die Hitze, die Sonne, obgleich sich kühler, grüner, wehender Schatten über die Terrasse legte. Desto mehr musste es auffallen, dass eine augenscheinlich dem höhern Stande angehörende Frau allein auf einer Bank saß, den Rücken überdeckten. (...) Sie war ganz in ihre Arbeit vertieft. (Faustine, 1986: 7)

So wurde sie dem Leser am Romananfang vorgestellt. So gleichgültig ihr die Gesellschaft ist, handelt sie auch nach eigenen Wünschen und Bedürfnissen:

„Sie war ganz und ungeteilt eins, nicht zerstückelt, nicht zersplittert; das gab ihr Klarheit. Sie blickte weder rechts noch nach links auf Wege, wo andere gingen; sie wandelte unbekümmert auf dem ihren: das gab ihr Sicherheit. Sie griff nicht hier und dort nach Haltung umher, nach Liebe und Freundschaft suchend; sie war begnügt im tiefsten Wesen; doch wenn man ihr entgegentrat und ihr die Hand bot, aber wenn sie erkannte, dass sie die Hand bieten durfte, so tat sie es gern, nahm und gab dem fremden wie dem eigenen Bedürfnis und Wunsch. Aber wer nicht mit ihr Schritt hielt, was ihr kein Stab war, woran sie sich heraufranken konnte ans Licht, kein Fels, woran sie empor klettern konnte zur Luft – den ließ sie los, gleichgültig, unbefangen, wie man eine welke Blume nicht wegwirft, aber fallen lässt. (Faustine, 1986: 19)

Was die Leute in der Gesellschaft über sie denken würden, macht ihr gar nichts aus. Sie geht auf *ihrem eigenen* Weg ihrer Befriedigung und Zufriedenheit nach:

„(...), sie (Faustine) hat ihre eigenen und eigentümlichen Allüren“, sagte Feldern.

„Ein Beispiel hat mich ungeheuer frappiert, entgegnete der andre. „Sie trug den ganzen Winter hindurch in allen großen Soireen ein und dasselbe Kleid.“

„In *allen* Soireen! Sie geht doch wenig in die Welt.“

„Kann sein aber wenn sie ging, so trug sie ihr himmelblaues Atlaskleid. Zuerst war das ganz gut; aber es ist doch wunderbar öfter als drei- bis viermal genau im nämlichen Anzug zu erscheinen. In Italien herrscht die Sitte, daß Mütter ihre Kinder unter den besondern Schutz der Madonne stellen und sie deshalb in deren Farbe, hellblau, kleiden – ein Jahr, eine Reihe von Jahren, immer, je nachdem sie es gelobt haben. Ich fragte die Gräfin Faustine, ob sie ein solches Gelübde getan. Nein sagte sie, aber das der Bequemlichkeit. – Ist dies natürlich bei einer Frau – ich frage!“ (Faustine, 1986: 10)

Faustine ist jedoch insofern emanzipiert, als dass sie sich durch die Liebe, Kunst und Reisebildung innerlich zu verwirklichen sucht. Die Emanzipation der Hauptfigur ist eine Problematik an sich, die nicht von der Außenwelt bestimmt wird: ihr Drang danach, ewige Befriedigung zu erlangen, äußert sich in der Beschäftigung mit sich selbst und mit ihren eigenen Gedanken. Sie monologisiert und doziert, was sie denkt und fühlt, statt zu handeln, sodass man sagen kann, dass sie sich intellektuell, geistig und emotional emanzipiert hat. Ihre Beziehungen zu anderen dienen ihr nur als Mittel zum Zweck, um die „*männliche*“ Selbstverwirklichung genießen und durchleben zu können.

Taeger schreibt, „*dass weibliches Selbstbewusstsein und weibliche Selbstbestimmung unveräußerliche Menschenrechte sind*“. (Taeger, 1986: 247) Das gilt auch für Frauen, die nach eigenen Bedürfnissen handeln, wie Hahn-Hahn in ihrem Roman „*Zwei Frauen*“ (1848) schreibt: „*auf der Entwicklung innerhalb der eingeborenen Grenzen des Individuums, sei es Mann oder Weib, beruht der Fortschritt der Menschheit.*“ (zitiert nach Möhrmann, 1978: 109). Das Geschlecht soll einem gleichgültig sein, jeder kann sich als Mensch entwickeln. Ob er oder sie Mann oder Frau ist, soll nicht unproblematisch sein. Bei Faustine ist es auch so. Sie entwickelt sich selbst als autonomes Subjekt, worauf Möhrmann in ihrem Aufsatz (ebd.: 100) hinweist, dass „*es ihr (Faustine) um die Frau (ging), die nicht mehr Supplement oder Annex sein mochte, sondern Ich sagen wollte, wenn ihr danach zumute.*“

Trotzdem galt der Wunsch, der heute in Europa selbstverständlich ist; sein Leben nach eigenen Vorstellungen auszurichten, sich Konventionen und Zwängen passiv zu unterwerfen, damals für eine Frau als unentschuld bare, tabuisierte, natur- und sittenwidrige Grenzüberschreitung. Damals gewannen die Männer in der Gesellschaft die Oberhand. Die Frauen haben nur eine bestimmte Rolle, bei der sie nur „*gezügelt*“ werden müssen.

„(...) die Pferde sind kluge, schlaue, pffiffige, tückische Bestien, haben viel Ähnlichkeit mit den Weibern, müssen gehorchen lernen, auf den Wink, der geringsten Bewegung. Es gehört viel Verstand dazu, ein tiefes Studium und ernste Beharrlichkeit, ihnen Gehorsam einzuimpfen.“

„Den Weibern oder den Pferden?“

„Beiden! Der Umgang mit diesen ist gleichsam die Elementarschule zum Verkehr mit jenen.“ (Faustine, 1986: 9)

Dieses „geistreiche“ Gespräch spiegelt das wider, was Männer über Frauen denken, die als durch Männer zügelbares wildes Wesen ohne „männlichen“ Verstand gezeichnet werden. So hilflos sind die Frauen ohne des Mannes Hilfe. Ihnen werden besondere Rollen zugeordnet, wie die Rolle im Haus als Gattin, Mutter und Hausfrau. Beispielhaft ist Adele, die jüngere Schwester von Faustine. Sie führt die hervorragende Rolle einer Frau und Mutter, all dieses entspricht den Vorstellungen und Erwartungen der Gesellschaft.

„Adele, emsig und tätig, von Kindheit auf mit hausmütterlichen Neigungen, froh der Kostschule entronnen zu sein, dachte sich keine lieblichere Zukunft, als ein eigenes Haus zu haben und darin vom Morgen bis in die Nacht wirtschaftliche Geschäfte zu treiben. Ein Mann mußte sie freilich in dies Eldorado führen, denn auf dem Schloß der Tante hatte sie nicht so freie Hand, wie sie es wünschte, weil die Tante der Meinung war, Wirtschaftlichkeit und Fleiß sei ein Netz wie jedes andere, um den Mann darin zu fangen, welcher diese Eigenschaften suche; übrigens aber brauche man sie nicht gründlich zu treiben, nicht die Hände am Feuer zu verderben, und nicht die Haut in der Sonnenhitze auf dem Bleichplatz, oder an der Ofenglut beim Plätten zu ihrer Vollkommenheit zu bringen; und kein Blick auf ein Gemälde von Raffael oder auf eine italienische Gegend hätte sie so immerlich befriedigt als der in einen großen, weitgeöffneten Schrank voll glatter, silberweißer Leinwand.“ (Faustine, 1986: 22)

Wenn ihre Tante meint, dass sie „einen äußerst soliden Mensch“ heiraten soll, ist das eine Anspielung auf Adele.

„Das Mädchen ist wirklich gar nicht im Salon zu brauchen (...) Wenn ich sie wollte gewähren lassen, könnte ich zwei Mägde abschaffen, und sie ersetzte deren Stelle. Heute früh um vier Uhr ist sie aufgestanden und hat Käse gemacht (...). (Faustine, 1986: 22)

„O die Butter! Das versteht Adele gründlich!“ (ebd.: 23)

„Sie hat Kirschen mit Zucker eingekocht; sie hat sich ein Kleid zugeschnitten, und zuletzt hat sie geplärrt – darum ist sie so erhitzt.“ (ebd.: 23)

Das Problem ist, dass sich Adele mit dieser Rolle zufrieden gibt. Ihre häusliche Neigung gilt für eine Frau als wünschenswert, so hat sie für einen Mann auch sehr „gute Qualitäten.“ (ebd.: 24)

„Adele interessiert sich für nichts als für ihre Wirtschaft und für ihre Kinder, was gewiß sehr achtungswert ist.“ (ebd.: 45)

„Die Liebhaberei meiner Schwester ist auch aus ihrem Fach: weben, bleichen zu lassen, ist ihr Element. Nach jeder Niederkunft erhält sie von ihrem Manne als Wochengeschenk ein Stück

Land – bei der Geburt eines Knaben noch einmal so groß als bei der eines Mädchens – womit sie machen kann, was sie will. (ebd.: 27)

Ihre Voraussetzung ist, dass sie ein Haus und eine Wirtschaft bekommt, wenn sie jemanden heiratet. Heiraten zu können, bedeutet außerdem, dass Adele durch die Heirat „Frau werde und in Gesellschaften *sitze*, wenn die Mädchen haufenweise zusammen *stehen*“ (ebd.: 24), obwohl ihr gleichzeitig durch diese Heirat und die Aufgaben als Gattin und Mutter ihre Freiheit noch weiter beschränkt wird. Doch durch die Heirat ist Adele erwachsener geworden, sie wird eine „*richtige*“ Frau. Sie ist kein Mädchen mehr und hat eine bestimmte Stellung in der Gesellschaft. Sie wird durch die Heirat von ihrem Mann wirtschaftlich abgesichert und kann ihren Besitz vermehren. Sie leitet den ganzen Betrieb als Hausfrau des Besitzes.

„Sie lässt darauf (auf dem Grundstück, das ihr ihr Mann bei der Geburt eines Kindes geschenkt hat) Lein säen und ihn dann verarbeiten zur Aussteuer für ihre Töchter, (...). Da sie außerdem noch fünf Söhne hat, so ist ihr Leinwandschatz und ihr Grundbesitz schon ziemlich bedeutend, (...)“ (ebd.: 27)

In solcher Unabhängigkeit der Arbeit, bei der sie Lein säen und verarbeiten lässt, wie es ihr gefällt und bei der sie die Herrin für die Bewirtschaftung des Hauses ist, ist sie jedoch abhängig von ihrem Mann, demjenigen, der ihr gelegentlich zu bestimmten Anlässen etwas schenkt und die gültigen und wesentlichen Entscheidungen trifft. Ihre Grundstücke hat sie nur für den Zweck, dass sie sie später an ihre Kindern verteilen kann. Nichts ist ihr eigentlicher Besitz. Die Funktion der Frau um das 18. Jahrhundert, berichtet Freudenthal in ihrer Studie *„Bürgerlicher Haushalt und bürgerliche Familie vom Ende des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts“*, gehörten vorwiegend zu den häuslichen und privaten. *„(...) ihre Bewegungsfreiheit, ihr geistiger Horizont (war) eng und begrenzt. War ihr Wirkraum vorwiegend das Haus, fing ihr Arbeitsprozeß im Haus an und hörte im Hause auf, so war auch ihr Wirkradius, d.h. die Reichweite ihrer Persönlichkeit kurz und auf den häuslichen Umkreis beschränkt“* (Freudenthal, 1974 : 271). Der historische Bericht über die Funktion der Frau entspricht tatsächlich der Adeles. So ist das Schicksal der Frau im 18. Jahrhundert.

Neben diesem Frauentyp findet sich ein anderer Typ von Frauen in fast allen Werken Hahn-Hahns. Auch in *„Gräfin Faustine“* lässt sie zwei Typen von Frauen auftreten. *„Wo sie (Hahn-Hahn) erfindet, konstruiert und gestaltet, entstehen auch traditionelle*

Frauengestalten; wo sie als ihr eigenes Sprachrohr fungiert, sträubt sie sich gegen die Tradition“. (Möhrmann, 1986: 97). Sie tritt als ihr eigenes Sprachrohr in der Hauptfigur „*Faustine*“ auf. Beide Frauentypen argumentieren im Roman in Bezug auf die Erwartungen der Männer gegeneinander. Faustine diskutiert darüber mit ihrer Schwester.

„(...) ich hab' es gern, wenn der Mann etwas mehr von seiner Frau wünscht und erwartet, als dass die ihm die Suppe nicht versalze“ rief Faustine.

„Bei den hochgespannten Forderungen kommt selten ein sonderliches Glück zum Vorschein!“ – bemerkte Adele; „dafür kann ich einstehen, dass meine Töchter ihren Männern nie die Suppe, noch irgend eine andre Speise versalzen werden; aber wenn die begehren, dass meine Töchter sich wie überirdische Genien benehmen sollen, so muß ich antworten: versucht's in Gottes Namen!“

(...)

„Hätte ich eine Tochter, und ein Mann bewürbe sich um sie, weil er doch eben eine Köchin oder, wenn's hoch kommt, eine Wirtschafterin braucht: so würde es mich sehr kränken.“

„Mit Unrecht!“ rief Adele, „gemeinsame Sorgen verbinden so herzlich.“ (Faustine, 1986: 48)

Obwohl sie Geschwister sind, sind die beiden Frauen unterschiedlichster Art. Adele hat nur die Vorstellung, es sei die Aufgabe oder Pflicht einer Frau, sich dem Willen und den Wünschen ihres Mannes zu fügen. Im Gegensatz dazu ist Faustine eine Frau mit emanzipierter Vorstellung. Sie erklärt kompromissbereit ihren Standpunkt:

„Ich will ja auch sehr gern Haushälterin sein und Magd und alles – aber ich will nur, dass der Mann mich als Faustine begehre mit all meinen Fähigkeiten, und nicht als Magd“ (ebd.: 49).

Sie spricht nicht nur gegen die damals als selbstverständlich geltenden Erwartungen der Männer, sondern sie kritisiert sie auch, indem sie der männlichen Überzeugung ihres Schwagers, Walldorf, widerspricht.

„(...) nehmen Sie's nicht übel, ich dachte, Sie wollten ganz auf gleichem Fuß mit dem Mann leben (...) Ja gewiß! Der Mann muß herrschen und die Frau gehorchen – dazu ist sie geboren.“ (Walldorf)

„Gott“ rief Faustine „wie komisch sind die Männer! Ganz ernsthaft bilden sie sich ein, der liebe Gott habe unser Geschlecht geschaffen, um das ihre zu bedienen!“

„Zu beglücken!“ verbesserte Walldorf. (Faustine, 1986: 49)

Darüber hinaus stellt sie die Frage der Gleichheit und unausgeglichenen Harmonie zwischen Mann und Frau.

„Der gute Gott schuf nicht das Lamm, damit der Wolf es fresse; und nicht die Fliege, damit der Vogel sie erschnappe – sondern Lamm und Fliege, weil sie in seine Schöpfung gehören und auch ihre Lust am Leben haben sollen. Und die eine Hälfte des Menschengeschlechtes wäre geschaffen, damit die andere sie brutalisiere? (Faustine, 1986: 49).

„Ihr wollt winken, und wir sollen kommen – ein Wort sagen, und wir sollen anbeten – lächeln, und wir sollen auf die Knie fallen – zürnen, und wir sollen verzweifeln – alles auf allerhöchsten Befehl, den ihr von Gottes Gnaden dekretiert. Was ist das anders als uns brutalisieren? (...) Das ist euch schon zur Natur worden!“ (Faustine, 1986: 49 f.)

Nicht nur das, sie propagiert ganz deutlich ihre ersehnten Wünsche, also die Gleichbehandlung der Frau.

„Willst du denn, dass die Frauen das Regiment führen?“ fragte Adele.

„Nein, ich will nur, dass die Männer mit ihnen umgehen wie mit ihresgleichen und nicht wie mit erkaufte Sklavinnen, denen man in übler Laune den Fuß auf den Nacken stellt und in guter Laune ein Halsband oder ähnlichen Plunder hinwirft. Das demoralisiert die Frauen, es stumpft ihr Zartgefühl ab. (Faustine, 1986: 50)

Zum Schluss weist Faustine der bürgerlichen Gesellschaft diese Schuld solcher „komischen“ Vorstellung der Männer bzw. der Gesellschaft im Allgemeinen zu. Durch die bürgerliche Erziehung der Kinder und literarische Einflüsse haben sie solche Vorstellung bekommen. Sie kritisiert hier die bürgerliche Gesellschaft insofern, als dass deren Vorstellungen zu Frauen ihre Gleichheitsidee zwischen Mann und Frau stören.

„(...) in diesem Sinn (die Frauen zu brutalisieren) richtet ihr (die Männer) die bürgerlichen Verhältnisse ein, erzieht ihr die Kinder, schreibt ihr Bücher. (...) Könnt' ich nur Bücher schreiben – ich kehrte das Ding um (...) (Faustine, 1986: 50).

Obwohl Faustine im Roman, anders als die Autorin, keine Bücher schreibt, malt sie Bilder und dichtet, von ihrer Laune abhängig, Gedichte. Sie ist Künstlerin. Nicht nur Künstlerin im künstlerischen bzw. ästhetischen Sinn, weit mehr ist sie Lebenskünstlerin im Wortsinn, also Künstlerin ihres eigenen Lebens. Der Geniebegriff, der dieser Auffassung zugrunde liegt, wird aus der Autonomieästhetik abgeleitet und existentialisiert. (vgl. Osinski, 1998: 526) In diesem Zusammenhang unterzieht sie die Ausgrenzung von Frauen aus einer als männlich verstandenen Kunst ausdrücklicher Kritik; sie postuliert die Geschlechtsneutralität des Genies.

„Und warum nannten Sie diese Frau Ihren Freund?“

„Weil für mich das Genie geschlechtslos ist“ (...)

„Eine Genie, ihr wunderlichen Herren, muß genau so aussehen wie ihr selbst! Trüg' es ein Musselinkleidchen und das Haar aufgeflochten, ihr würdet ihm für euer Leben gern einen stattlichen schwarzen Bart malen, damit es noch ein klein wenig für seine Würde befähigt wäre! (...)“ (Faustine, 1986: 155)

Hinsichtlich nicht nur des Inhalts und der Äußerungen der Hauptfigur, die die weibliche Autonomie und emanzipatorische Ideologie betreffen, sondern auch

hinsichtlich der eigenen Definition von Literatur, die dem literarischen, bereits vorhandenen Werk Goethes Faust entgegen steht, ist der Roman inhaltlich und formal der Ausdruck einer Emanzipation. Die Gattung selbst scheint das Mittel für die Emanzipation der Autorin und deren Werk zu sein, so Osinski: „*Schon der Titel verweist darauf, dass der Roman im Kontext der Hochliteratur wahrgenommen werden sollte; es handelt sich um den Versuch einer Selbstkanonisierung von Autorin und Werk.*“ (Osinski, 1998: 528)

Im Roman tritt außerdem der intendierte Gegenentwurf Faustines zu Goethes Faust in den Blick, indem sie Faust im Hinblick auf die Liebe kritisiert. Sie wirft Faust, sich auf den zweiten Teil des Dramas beziehend, eine Seelenmattigkeit vor, die aus einer falschen Vorstellung von Erfüllung und Selbstverwirklichung resultiere. (vgl. ebd.: 526)

„Hat die Liebe ihm keine Befriedigung gegeben, so werfe er sich lodernd, wie in ihren Schoß, in die Arme des Ehrgeizes, der Weltherrlichkeit, der Kunst! So ringe er nach ihnen und um sie, statt mit ihnen zu spielen!... Die Kräfte eines Faust dürfen brechen – nicht erlahmen...“

„Schreiben Sie doch einen zweiten Teil zum Faust“ – sprach Feldern scherzend.

„Nein, ich lebe ihn lieber“ entgegnete sie „Schreiben ist nur ein Surrogat für Leben.“ (Faustine, 1986: 175 f.)

Hahn-Hahn wagt, ihre Heldin explizit einem um 1840 bereits kanonisierten Text – dem Faust – und einem sich durchsetzenden Deutungskanon – der Autonomieästhetik – gegenüber zu stellen: Sie erscheint als Genie und kritisiert die Geschlechterdifferenzierung in der Kunstauffassung und reiht sich danach zugleich in die Tradition ein. Von der Gattung her ist „*Faustine*“ ein „*Salonroman vom Typus*“ (Taeger, 1986: 264) oder ein „*Damenroman*“, denn diese beiden Romantypen befriedigen in Massen den Bedarf der Weiblichkeit (vgl. Sengle, 1971-1980: 815 f.) trotz der internen expliziten gedanklichen Rebellion. Figur und Roman beanspruchen, genialer als Goethes Faust und Goethes Drama zu sein. (vgl. Osinski, 1998: 527). Gräfin Faustine postuliert die ästhetische Emanzipation der Frau, deren Genie dem männlichen gleichwertig ist.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Gleichheitsideen zur Weiblichkeit wie folgt dargestellt werden: Bezüglich des Themas der weiblichen Selbstverwirklichung beweist Hahn-Hahn ihr Fazit, dass Frauen ebenso wie Goethes Faust durchs Streben sowohl fähig sind als auch das Recht haben, aktuelle Grenzen weiblicher

Lebensformen zu überwinden. Die Autorin selbst hat wegen ihrer aristokratischen Persönlichkeit kein Interesse an den politischen und gesellschaftlichen Bereichen und ihr Gedanke, aristokratisch zu sein, hat Einfluss und die Wirkung auf ihre Einstellung zur Gleichheit. Hahn-Hahn lässt ihre Romanheldin, Faustine, sich durch verschiedene Mittel innerlich verwirklichen, sodass man sagen kann, dass sie sich intellektuell, geistig und emotional emanzipiert hat. Faustine kämpft nicht im politischen Bereich, nicht für die allgemeine Gleichberechtigung der Menschen, sondern sie spricht für das weibliche Ideal der Gleichstellung und Gleichberechtigung der Frauen. Darüber hinaus versucht Hahn-Hahn, durch ihren Roman den „Faust“ und die Autonomieästhetik in ihrer Weise zu unterwandern, um ihr emanzipatorisches Ziel zu erreichen.

2.1.3 Faustine als zerstörerische Figur?

Ida Hahn-Hahn schreibt im Vorwort zur 3. Auflage der „Faustine“:

„Jemand hat meine Idee vollkommen begriffen und mit zwei Worten wiedergegeben: „Faustine, diese sublime Egoistin“ (...) es ist gar erquickend sich so verstanden zu wissen – um so mehr, wenn man durch die seltsamsten Vorwürfe, halb befremdet, entmutigt ist. – Hier soll Faustine dem Andlau nicht treulos sein. Dort vergiebt man ihr den Andlau, aber nicht den Mario. Da vergiebt man ihr sämtliche Männer aber nicht, dass sie das Kind verlässt. – Es wäre unzweifelhaft unendlich viel besser, wenn sie all das Unrecht nicht beginge, und man möchte ein ganz hübsches Buch darüber schreiben können, nur eben keine Faustine. Und wenn ich mich heute wieder hinsetzte und mich fragte: wie benimmt sich eine prächtig begabte, reich organisierte Natur, die nichts sucht, will und verlangt als ihre eigene Befriedigung ohne Rücksicht auf Andre, so müsste ich zum zweiten Mal schreiben Gräfin Faustine“ (Hahn-Hahn: Faustine III/IV, zitiert nach Guntli, 1931: 14 f.).

Der Roman als Ganzes gesehen entspricht diesen Voraussetzungen. Faustine wird tatsächlich als eine Frau dargestellt, die sich so „benimmt“, wie es ihr nach Befriedigung verlangendes Herz vorschreibt: Sie verlässt ihren Mann, um mit Andlau einem glücklicheren Leben entgegenzugehen, löst aber auch diese Seelenverbindung wieder, als Graf Mengen in ihr Leben tritt. Nach kurzer glücklicher Ehe folgt sie wieder dem Zuge ihres Herzens, um den Rest ihres Lebens in einem Kloster zubringen. Außerdem verursacht sie dadurch den Tod und Zusammenbruch von mindestens drei Menschen: Nach dem Tod Obernaus ist Faustine „frei, mit meiner Hand zu schalten“ (Faustine, 1986: 195). Sie lebt glücklich mit Andlau, bis sie Mengen trifft, der sie überzeugt, einen Abschiedsbrief an Andlau zu schreiben. „Ihm war, als würd' es Nacht am hellen Mittag.“(ebd.:204). Andlau gerät in „tiefe, unsägliche, untröstbare Trauer“.

Sie sehen sich nicht wieder, erst in seinem Todesmoment mit seiner sie abweisenden Haltung:

„So wie Faustine ihn gewährte, erkannte sie ihn, trotz der Verwüstung der Krankheit, und flog ihm mit einem Weheruf entgegen. Andlau aber streckte die Hand abwehrend aus und sank ohnmächtig in die Arme des Arztes.“ (ebd.: 237)

Der nächste, der unter seiner Liebe zu ihr leidet und auch daran stirbt, ist Clemens, der Bruder ihres Schwagers. Er verliebt sich in Faustine aber seine Liebe zu ihr geht nie in Erfüllung. Vor Eifersucht auf ihre Beziehung zu Mengen beklagte er sich:

„Faustine!“ rief Clemens und warf sich ihr zu Füßen, „haben Sie Mitleid mit mir. Wie kann ich klar sein, wenn die rasendste Leidenschaft, Eifersucht, meine Besinnung, mein Urteil verstümmelt und wenn alle äußern Zeichen mich grässlich in dem Verdacht bestärken, dass – Mengen glücklicher ist als ich.“

„O“ sagte sie, „nicht mich haben Sie am tödlichsten gekränkt: sich selbst – die reine Blüte Ihres Gefühls! ... Stehen Sie auf, Herr von Walldorf, gehen Sie, Sie können doch künftig nicht mehr den Mut haben, mir fest ins Auge zu sehen, unwillkürlich würden Sie es niederschlagen, und einen solchen Menschen kann ich nicht in meiner Nähe dulden – gehen Sie!“ (ebd.: 150 f.)

Als sie Mengen heiraten will, trifft Clemens den Entschluss, Faustine sein Leben zu weihen:

„Da zog Clemens ein Pistol aus der Brusttasche, setzte es in den Mund und drückte ab. Seine Hand packte im Todeskrampf noch fester die ihren, sie fiel neben seiner Leiche ohnmächtig hin“ (ebd.: 215).

Mengens Eheglück mit ihr dauert auch nicht lange. Faustine ist in ihrem Entschluss, für immer ins Kloster zu gehen, fest und sicher. Mengen berichtet:

„Kein Wort, keine Silbe von den Verzweiflungen des Abschieds und der letzten Trennung! (...) die Sonne meines Lebens versank in Wolken! (...)“ (ebd.: 242)

Er stirbt zwar nicht, aber das schönste in seinem Leben, seine Freude und Lust am Leben ist ihm auch dadurch verschwunden.

Außerdem wird manchmal Faustines Handeln mit solchen Wörtern beschrieben, die sich mit „gefährlichen“ göttlichen Unheimlichkeiten verbinden: Nachdem Mengen seine Liebe zu ihr gestand:

„da stand sie auf einmal frei, seinem Arm entwunden, vor ihm. Sie bog den Kopf zurück, der plötzlich in einer Verklärung stand, welche nur überirdischer Triumph verschmolzen mit *bacchantischem* Jubel auf das Menschenantlitz gießen; sie breitet die Arme aus, doch nicht zu ihm sondern empor zum Himmel, und mit der nämlichen Ekstase im Ton sagte sie : „Er liebt mich!“ (ebd.: 178)

Das Wort „*bacchantisch*“ erinnert einen an „*Bacchus*“, den griechisch-römischen Gott des Weins und impliziert „*Bacchantin*“ oder Mänade (weibliche Person im Gefolge des Weingottes Dionysos). Diese weiblichen Weintrinker feiern in der Mythologie das Bacchusfest ausgelassen und toben auf diesem „*ungezügelt ausschweifenden Fest*“ (Drosdowski, Duden Deutsches Universalwörterbuch, 1989: 200), dass sie manchmal in den Rausch geraten und nicht bewusst handeln können. Das führt zur Katastrophe, wie im Fall der mythologischen Mutter von Pentheus, die im Rausch unbewusst mitsamt den anderen betrunkenen Weibern ihrem leiblichen Sohn den Körper zerreißt. (vgl. Hamilton, 1969: 60 f.). Von dem Begriff bleibt in diesem Zusammenhang nur der Sinn, dass Faustine keine Weintrinkerin, sondern nur eine Frau ist, die das Leben eines anderen gefährden kann, indem sie sich an ihrem eigenen Leben betrinkt. Sie kann das Leben eines anderen gefährden durch den Rausch an ihrem Selbst, so dass sie als „*sublime Egoistin*“ bezeichnet wird, die „*nichts sucht, will und verlangt als ihre eigene Befriedigung ohne Rücksicht auf Andre (...)*“ (Hahn-Hahn, Faustine, 1848: III/IV).

Betrachtet man die Geschichte des Romans und dessen Handlung, mag die Figur „*Faustine*“ eine Rolle als zerstörerisches Wesen spielen. Sie wird oft von Kritikern als „*feingeistige Vampirnatur*“ (Mayer, 1977: 222), „*kapriziöse Kokette*“, eine „*Männerbezwingerin*“ (Sautermeister, 1985: 109) bezeichnet, da solche Untersuchungen großes Gewicht auf Faustines Benehmen legen und infolge dessen nur moralisch urteilen. In dieser Arbeit wird jedoch das Gewicht vom Benehmen auf das Sein verlagert. Laut der bereits zitierten Selbstinterpretation der Autorin nimmt die Ausstellung der inneren Welt Faustines, also der „*prächtig begabten, reich organisierten Natur*“ einen größeren und bedeutenderen Raum im Roman ein, als die Auseinandersetzung mit dem Benehmen. „*Der Roman ‚Faustine‘ hat*“, so Guntli, „*sein eigentliches Sein im Aufzeigen der innern Welt der Heldin*“ (Guntli, 1931: 29). Was sonst im Roman vorkommt an Personen, Gesprächen, Begebenheiten ist Faustine zu- und untergeordnet. Natürlich wird es vor allem an Andlau, Mengen und schließlich auch an Clemens, deren Schicksale eigentlich nur deshalb Bedeutung gewinnen, weil sie in Faustines Leben hineingezogen werden. Man kann sagen, dass Faustine der

Mittelpunkt des Romans ist; „*in ihr laufen alle Fäden zusammen, auf sie richten sich die Blicke aller.*“ (ebd.: 29). Sie ist sich diesen auch bewusst und legt willkürlich großen Wert auf ihren eigenen Willen, der nicht vom Zwang der Gesellschaft bestimmt werden kann. Hahn-Hahn schreibt, dass es Faustine schwer fiel sich „*in die zurückhaltenden, abwehrenden Formen der Gesellschaft zu fügen, und sie tat es auch nur innerhalb selbstgewählter Grenzen, die ein angeborener Takt und kein Herkommen ihr bestimmten.*“ (Faustine, 1986: 72). So heißt es von ihr:

„Die tiefe Sorglosigkeit über den Erfolg ihrer Erscheinung oder ihres Gesprächs gab ihr eine solche Frische, daß um alltägliche Handlungen, um gewöhnliche Worte ein reizender Schmelz gehaucht war, wie er auf frisch gepflückten Früchten liegt.“ (ebd.: 19)

Faustine zeigt, von ihrem Wesen ausgehend, diese ihre Hinneigung zum Natürlichen, Unmittelbaren, indem sie sich selbst so charakterisiert:

„Ich war ihm (Andlau) wie ein Meteor zwischen den regelrechten Planetensystem der Gesellschaft ... aus Scheu, ihr zu gleichen, blieb ich in meiner primitiven Natur, aufrichtig, stolz, sauvage, unabhängig, leidenschaftlich – eine Charaktermischung, die man wohl als eine Reaction des allgemeinen Gesellschaftscharakters betrachten darf.“ (Faustine, 1986: 193)

Außer ihrem naturhaften, von der gesellschaftlichen Kultur unberührten Zustand fühlt sie sich in ihrem Innern mit Erscheinungen und allen Kräften der Natur geheimnisvoll verbunden:

„Nur wenn die Sonne hoch über mir steht, ist mir das Leben eine Lust, weil ich dann nicht abgesperrt von Erde, Licht und Luft bin, sondern ihr frisches, schaffendes Regen teile und genieße.“ (ebd.: 31)

Sie fühlt sich aber nicht nur als ein „*Kind des Lichtes*“, wie Andlau sie nennt, sondern auch als „*Kind der Stürme*“:

„Darum tun mir die Stürme nichts! ... ich horche auf die Stimme des Ewigen in ihnen (Gott in der Natur!) Und auch der Donner schreckt mich nicht! ... Und die Blitze gar! Die gelten alle, alle mir! Die greifen züngelnd nach mir, ... oh die Blitze haben große Dinge mit mir vor, versengen und aufzehren wollen sie alles Irdische – auch bei mir, glaub' ich.“ (Faustine, 1986: 31 f.)

Oder:

„Ruhig bin ich, wenn meine Seele eine große Landschaft ist, wo im Westen die Sonne purpurgolden glüht, und unter mir die Blitze gleich Silberschlangen aus dem Gewölk auftauchen, wo im Osten der Mond friedlich hervorkommt wie ein unschuldiges Kind, das von fern einer Schlacht zusieht, wo der Donner wie ein geschlagener grollender Feind scheu entflieht, indessen die Vögel ihre Siegeshymnen anheben, wo die ganze Erde opferauscht und glänzt wie ein geschmückter Altar.“ (ebd.: 56)

Faustine fühlt sich mit Kräften der Natur verbunden. Mengen vergleicht Faustine außerdem zu Beginn seiner Ausführungen mit einer anderen Art der Natur, mit einer Blume, der Nelke.:

„Diese Blume kommt selten zur Vollendung ... Fast ebenso selten wie eine Nelke bringt der Mensch sich zur Herrlichkeit: er verwildert oder ermattet. An Faustine war das Wunder geschehen, sie hatte die Glut, die Fülle, die Pracht ihres Wesens unzersplittert beisammen.“ (ebd.: 219)

Das kommt ihr vertraut vor, da sie selbst auch zu Worte kommt, worauf in diesem Zusammenhang der Ausdruck deutlich auf ihre Beziehungen zur Blume, dem pflanzlichen Bereich, hinweist:

„Die Menschen dienten ihr wie anatomische Präparate oder wie seltene Pflanzen – als Studien, nicht einer Wissenschaft oder einer Kunst, sondern des Lebens, das sie nach allen Richtungen, in allen Aeüßerungen verfolgen und verstehen wollte.“ (Faustine, 1986: 20)

Sie spricht einen ähnlichen Gedanken aus, wenn sie sagt:

„(...) ich sehe mir die Dinge an und assimiliere davon, was ich brauchbar finde, mit meiner Eigentümlichkeit“. (ebd.: 27)

Und wie die Pflanze lässt sich Faustine in ihrer Lebensführung nur von innen her bestimmen: Sie lebt, ohne sich um außer ihre existierende Sitten, Traditionen oder gesellschaftliche Zwänge zu kümmern, ganz naturhaft wie ihr Wesen. Diese stimmt Mengen zu:

„Es war etwas Unergründliches, Geheimnisreiches, Einfaches in ihr, etwas von der primitiven Frische des Naturlebens, durch welches alle Elemente spielen und blitzen; in ihr stand das Gewitter neben der Sonne, und das Mondlicht neben der Aurora.“ (ebd.: 221)

In dieser „*Rousseauistisch gefärbten Einstellung*“ (Guntli, 1931: 33) lässt sich Faustine auch durch diese erwähnte geheimnisvolle Bezogenheit auf Naturzustände nie von Grundsätzen leiten, sondern sie handelt aus Impuls, aus innerem Antrieb, aus innerer Notwendigkeit und innerem Drang. Interessant ist die Frage, wie sich dieses naturhafte Wesen zu anderen Menschen verhält. Wichtig für die Entwicklung der Geschichte sind zwei Männer, Andlau und Mengen, weil beide Einfluss auf ihr Wesen ausüben und auch vice versa. Zunächst wird das Verhältnis zu untersuchen sein, das zwischen Andlau und Faustine besteht.

Wie schon gesagt, leben beide Menschen zusammen und *„durch die Macht ihrer Persönlichkeit hatte sie es dahin gebracht, dass die Welt ihr Verhältnis zum Baron Andlau stillschweigend als ein legales anerkannte.“* (Faustine, 1986: 21). Faustine und Andlau leben in einer abgehobenen, für sich geschaffenen Welt, fern vom geschäftlichen Alltag, in einer Sphäre schöner Gefühle und Gedanken. Sozusagen spiegelt die Beziehung eine geistige Vervollkommnung, wie bereits im Kapitel 2.1.2.1 ausgeführt wurde.

Aus der anderen Perspektive wird das Verhältnis Andlaus zu Faustine erläutert; Faustine sagt:

„Er (Andlau) wollte meinem exotischen Wesen etwas von seiner phantastischen Glut nehmen, damit es besonnen in der kühlen Atmosphäre der Welt gedeihen könne – aber daran scheiterte seine Kraft, denn das tiefe Feuer, welches bis jetzt in meiner Brust geschlummert, weil kein Lufthauch es angefacht, brach nun mächtig hervor und verzehrte seinen Willen.“ (Faustine, 1986: 193)

Andlau kann zwar Faustines Wesen zum Leben erwecken, aber er kann keine umbildende Wirkung auf sie ausüben. Das Feuer, das Andlau selbst in Faustines Wesen entzündet hat, ist mächtiger als seine eigene Kraft. Die Folge ist, dass Faustine ihn gefangen nimmt, ihn in sich hineinzieht, ohne sich selbst ihm völlig hinzugeben.

Was Faustine für Andlau bedeutet ist hier zu klären:

„Wer“, schreibt Andlau einmal an die Freundin, „kann anders, als zu Deinen Füßen niedersinken und Dich anbeten ... nur weil es eine Wonne ist, ein Geschöpf anzubeten, das wie von silbernen Flügeln getragen über die staubige Erde hingeht.“ (Faustine, 1986: 90 f.).

In einem anderen Brief schreibt er:

„Faustine, (...) Du weißt, dass mein Leben in Dir ist, dass Du nicht blos mein Glück, nicht blos meine Liebe, nein! mein Glaube und meine Hoffnung bist (...) dass ich von der Ewigkeit nichts wünsche, als Dich, weil ich in der Ewigkeit nur Dich, den schönsten Gottesgedanken, sehe.“ (ebd.: 74)

Genau in diesem Sinne schreibt die Autorin weiter:

„Er trieb Abgötterei mit seinem lieblichen Idol.“ (ebd.: 76)

„(...) noch jetzt, nach sieben Jahren, kniete er vor ihr mit derselben Andacht, Huldigung und Freude, die es ihr bei der ersten Begegnung dargebracht (...) Er liebte sie mirakelmäßig, nicht mitleidig, sondern bewundernd.“ (ebd.: 206)

In diesem Zusammenhang hat Faustine Andlau vollständig in Besitz genommen. Ihr gehört auch sein Wesen und sogar sein Leben. Das spätere Verhalten von Andlau entspricht auch dieser Einstellung; als er den Abschiedsbrief Faustines erhält, war es ihm, „*als würd es Nacht am hellen Mittag*“ (Faustine, 1986: 204). Er lässt reiten in die Ferne:

„er wollte nur fort, wohin war ihm ganz gleichgültig (...) so fuhr er wie ein Todter durch den lieblichen leuchtenden Frühling.“ (ebd.)

„Andlaus alte Welt war untergegangen – er suchte keine neue, er blieb auf den Trümmern wie ein Priester auf denen seines zerstörten Tempels.“ (ebd.: 205)

Andlau sieht Faustine noch einmal in seinem Leben, vor seinem Tod. Trotz seiner abweisenden Haltung (er streckte die Hand abwehrend aus und fiel in Ohnmacht) war Faustine gegen Mitternacht am Sterbebett Andlaus, „*der mit geschlossenen Augen und schon über den Todeskampf hinaus*“ dalag. Wie sie „*fast unhörbar*: „*Anastas!*“ sagte, da hörte er (der sonst nichts mehr beachtete) auf ihre Stimme, öffnete die Augen, lächelte, versuchte die Hand ihr zu reichen sagte „*Ini!*“ *und verschied. Ihr gehörte jeder Hauch seines Lebens, auch der letzte.*“ (ebd.: 238).

Auch wichtig ist nun die Frage, was Andlau aber umgekehrt für Faustine bedeutet. Einmal sagt Faustine:

„Was ich an Liebe und Zärtlichkeit im Herzen habe, streue ich ohne mich zu besinnen vor Dir aus und bin gewiß glücklich genug, dass Du es mir gestattest, denn wo sollte ich sonst damit bleiben?“ (Faustine, 1986: 36).

„Rede ich, so tut es mir leid, dass Du nicht zuhörst; schweige ich, so tut es mir leid, dass meine Gedanken so in der Stille umkommen (...)“ (ebd.: 86), schreibt Faustine an Andlau.

„Ohne Dich wandle ich im Tal umher, immer den Ausgang suchend, immer auf die Berge verlangend, durstend nach Luft, nach Freiheit nach Dir Anastas.“ (ebd.: 55)

„Ich muss zum Leben einen weiten Horizont, einen hohen Standpunkt ... eine reine Atmosphäre haben – Alles haben, was ich auf hohen Bergen finde, und was Deine Nähe, Dein Umgang, Dein Wesen mir geben.“ (ebd.)

Ida Hahn-Hahn fasst die Rolle Andlaus, die er im Leben Faustines spielt, wie folgt zusammen:

„Für sie war er Alles, was sie bedurfte, und in jedem Augenblick, wo sie es bedurfte: Vater oder Freund, Lehrer oder Geliebter, lächelnd oder warnend, ermahnend oder scherzend, sorgend oder liebend, und wie an ihre sichtbare Vorsehung lehnte sie sich an ihn“. (Faustine, 1986: 16 f.)

Sie fand „*immer Nahrung und Anregung bei Andlau.*“ (ebd.: 17)

„Ihren Phantasien lieb er immer Gehör. Ihren Gedankensprüngen setzte oft sein Urteil seine Meinung, Schranken; niemals seine Laune.“ (ebd.: 72)

„Andlaus Liebe war ihre Frühlingsluft in welche sie wie die Lerche die Flügel ausbreitete, sich hob und steigend und singend hängen blieb.“ (ebd.)

Was in den oben angeführten Zitaten gesagt wird, bedeutet in unserem Zusammenhang, dass Faustine für Andlau „*finis ultimus*“ (das letzte Ende oder die weiteste Grenze) ist, das bedeutet, dass Faustine alles für sein Leben ist, aber Andlau für Faustine nur ein Mittel zum Zweck. Sie wird durch ihn angeregt und er gibt ihr die Möglichkeit, diese geistige Atmosphäre, in der sie ihr naturhaftes Wesen kontinuierlich entfalten kann. Man kann es nicht anderes verstehen, als dass Faustine Andlau „*braucht*“. Sie kann auf ihn verzichten, in dem Augenblick, wo ihr ein anderer eine gesteigerte Lebensmöglichkeit gewährt. Es handelt sich bei ihr nicht um tatsächliche Liebe, sondern um ein Bedürfnis. Dabei ist zu beachten, dass sie von den Dingen aufnimmt, was sie „*brauchbar*“ findet. Vor dieser Beziehung beugt sie sich aber nur solange, wie sie in ihr die Erfüllung der Sehnsucht ihres Herzens findet. Dann geht das Bedürfnis zu Ende.

Bei Mengen ist Faustine wieder in eine neue Phase ihres Lebens getreten.

„Ein großer Mann, schlank und dunkel wie eine Tanne, vom Scheitel zur Sohle ernst und fest wie aus Erz gegossen; aber die Augen (...) übrigens aber vornehm, gleichgültig, zerstreut (...) abwehrend für die Masse, jedoch dem Einzelnen nie Huldigung oder Bewunderung versagend.“ (Faustine, 1986: 9)

So wird Mengen zu Beginn des Romans eingeführt. In seinem inneren Wesen zeigt er manche Gemeinsamkeit mit Faustines Wesen. Auch in ihm findet sich das Verlangen nach Glück und innerer Vollendung. Auch für ihn ist alles Mittel zur inneren Ausbildung zum Vorwärtsschreiten. „*Jeder Zustand, jedes Verhältnis war ihm ein neuer Sporn, eine höhere Stufe.*“ (ebd.: 60)

Dabei gibt es auch Unterschiede zwischen beiden Menschen: Mengen will seine Ideale durch Tat und Kampf verwirklichen, während sich Faustine im Bereich des Empfindens, des Denkens, der Phantasie befindet. Mengen sagt: *„Ich will auf der Erde stehen und mit allen Sinnen ihrer Lieblichkeit mich freuen.“* (Faustine, 1986: 62) Hingegen steht Faustine nur teilweise auf der Erde, weil ihr ihre Phantasie zu entschweben droht.

Die Bedeutung von Faustine für Mengen braucht nicht groß beschrieben zu werden, denn *„Beider Blicke begegneten sich und sanken ineinander wie zwei gefaltene Hände. Er fühlte, dass die unbekannte Königin seiner Seele ihm nahe war.“* (ebd.: 97) Sie hat schon auf den ersten Blick der Begegnung sein Herz ergriffen. Über sein Wesen wird jedoch nicht viel gesagt. Er ist eine Art Mensch, der handelt. Mengen hat das Ziel, Faustine in kurzer Zeit, verglichen mit den sieben Jahren des Zusammenseins zwischen Faustine und Andlau, vor die Wahl zwischen ihm und Andlau zu stellen. Das tut er aus der Leidenschaft heraus, die sich aus dem entwickelt, was er zuerst instinktiv für Faustine gefühlt hat. Er pflegt, täglich bei Faustine zu erscheinen:

„Mario, der sie so gut verstand, auf Ernst und Munterkeit einging (...) Mario, um den allmählig eine hohe Leidenschaft starke Wellen schlug, die sein Herz umdrängten und ihn zu dem schönen „Stern der Meere“ hintrugen (...) Mario, an den sie so oft, so gern, mehr als sie wollte, dachte – nicht um ihn zu lieben, aber um sich an diesem Dasein voll seltner Kraft und seltner Gaben zu erquicken – so währte sie.“ (Faustine, 1986: 115)

Mit Faustines Entschluss ins Kloster zu gehen, geht seine Welt mitsamt seiner Lebendigkeit zu Ende. Er verliert die Freude und den Lebensmut.

„Von mir hab' ich nichts zu sagen. Sie werden fühlen, dass seit meiner Trennung von ihr die Sonne mir kälter ist, die Nacht länger, mein Auge trüber, meine Bewegung schwerer, mein Gedanke langsamer; dass mir die jubelnde Freude am Leben, an der Natur an der Kunst erstorben ist, (...)“ (Faustine, 1986: 243).

Aber die Bedeutung Mengens für Faustine ist auch nicht anderes als die für Andlau. Er offenbart sich auf ganz ähnliche Weise. Mengens Umgang ist für sie erfrischend und angenehm. Sie freut sich *„an diesem Dasein voll seltner Kraft und seltner Gaben.“* Mengen selbst ist bereits von der Leidenschaft gefangen. Faustine ist ihm unentbehrlich geworden, aber nicht, weil er ihr Wesen und ihre Seele nimmt, sondern weil sie auch ihn *„braucht“*.

„Wie kann er gehen! (denkt sie) sieht er, fühlt er nicht, wie notwendig er mir ist? Notwendig wie die frische Luft, wie der Frühling!“ (Faustine, 1986: 172)

Hier geht es auch nicht um Liebe, sondern um das Bedürfnis: Sie braucht ihn, weil er ihr in dem Moment unbedingt notwendig ist. Ist unter Andlaus Liebe Faustine zum Leben erweckt, so hat ihr ganzes Wesen in der Zeit ihrer Ehe mit Mengen eine Steigerung erfahren. *„Diese Jahre mit Dir, Mario, waren meine höchste Blütezeit!“* (Faustine, 1986: 235)

Das geschieht jedoch in der Zeit von nur vier Jahren, dann kommt der Moment, in dem sie zusammenbricht.

„Ich habe mich erschöpft – Höheres kann ich nicht – Geringes mag ich nicht leisten. Ich habe das Meine getan! nun ists genug für die Welt muß ich gehen, (...) und wie die alten Anachoreten einzig Gott verkehren.“ (Faustine, 1986: 240)

Also ist das Kloster ihr neues Ziel. Sie glaubt, dort eine neue Lebensmöglichkeit zu finden. Sterben will sie eigentlich nicht. Sie will weiter leben, aber auf eine andere Art, weil sie sich in der bisherigen, also jetzigen Weise nicht weiter entfalten kann. Sie hat, so Guntli, *„die Grenze ihrer ‚Dimension‘ erreicht – sie hat sich in ihrem Drang nach Erfülltwerden, die Welt in dem ihr höchst möglichen Maße angeeignet und das Höchstmaß irdischer Glückseligkeit genossen.“* (Guntli, 1931: 28). Nun will sie versuchen, ob die *„Entsagung alles dessen“*, was sie *„bisher so glühend“* geliebt, *„das Fieber in ihr zu stillen vermag“*, *„das durch nichts in der Welt gestillt werden konnte, nicht durch den Genuß durch nichts, nichts was sonst der Menschen Lust und Wonne oder ihre Vernichtung ausmacht.“* (Faustine, 1986: 239) Sie will die Grenzen des Irdischen überschreiten.

„Ich will Aug und Ohr unmittelbar in Anschauung Gottes versenken, statt, wie bisher in seinen Werken und Geschöpfen ihn zu lieben und zu verherrlichen, und statt mich durch das Sichtbare an das Vergängliche an das Ewige erinnern zu lassen.“ (Faustine, 1986: 240)

Auch dort erreicht sie nicht, was sie will. Sie stirbt, wie Mengen glaubt, *„am langen Gram, an der bitteren Enttäuschung, vielleicht an der zernagenden Reue.“* (Faustine, 1986: 243). Die vorangehenden Ausführungen beleuchten vorwiegend das Wesen Faustines. Darüber hinaus wird sie, wie ihr Name bereits andeutet, als *„weiblicher Faust“* gezeichnet. (Meyer, 1977: 78). Spranger definiert in seiner Typenlehre (zitiert nach Guntli, 1931: 30) den Typus des religiösen Menschen, den er als *„immanenten Mystiker“* bezeichnet, der *„in allen positiven Werten des Lebens keine des Göttlichen“* findet und *„jedes Gebiet bis ins Unbegrenzte zu vollenden sucht, der Mensch von dieser Geistesart ist daher ein Universalist, eine F a u s t i s c h e Natur, voll unendlicher Sehnsucht, (...) Ein ungeheurer Lebensschwung, ein*

kosmischer Enthusiasmus beseelt ihn“ (ebd.). Wenn Spranger meint, dass sich dieser „*universale Lebensdrang*“ erst „*auf den Boden, den die Aufklärungsepoche geebnet hat*“, entfalten konnte und wenn er als Beispiel Goethe und seinen Faust nennt, so kann diese Definition auch für Faustine gelten. Vor allem kommt das, was als das „*Faustische*“ genannt wird, in Faustines Zeit zum Ausdruck, in der auch über die faustische Sehnsucht berichtet wird.

Das „*Faustische*“, aufgefasst als „*Symbol eines vom Dämon der Ruhelosigkeit von einer Wirklichkeit zur anderen getriebenen Menschentums, im unersättlichen Verlangen nach Befriedigung, nach Welt – und Gotteserfahrung*“, spielt in der Tat eine entscheidende Rolle im Leben Faustines (Guntli, 1931: 30), so dass das Wort „*faustisch*“ allein eine Beurteilung und ein Vorurteil beinhaltet, nämlich von der schwarzen Seite des Menschen, die die Zerstörung der anderen verursacht und zur eigenen Katastrophe führt.

Davon kann man ableiten, dass „*faustisch*“ als ewig unbefriedigt, rastlos, zerstörerisch verstanden wird. Das alles sind Eigenschaften, die Faustine hat. Die Auffassung, dass sie tatsächlich „*faustisch*“ ist, ist jedoch noch unklar. Die Erkenntnis irdischer Begrenztheit führt Faustine zur Resignation. Faustine sieht ihr eigenes Schicksal nicht mehr im Leben von Faust, von dem Augenblick an, wo Faust dem ursprünglichen Fausttum entsagt: Im ganzen zweiten Teil der Dichtung, wo Faust nur hin und wieder „*den umgebenden Raum selbst mit seiner Wirksamkeit füllt*“, in dem er sich sonst nicht mehr als der „*Allstrebende*“, sondern eher als der empfängliche „*Reisende*“ oder „*Einwohne*“ bewegt (Gundorf, Friedrich, 1925: 775) und schließlich seinen „*höchsten Augenblick*“ im Staatsdienst erreicht, entsagt er dem ursprünglichen Fausttum. Faustine kritisiert: „*Ich sehe nicht ein, warum der Faust seelenmatt werden muss (...). Die Kräfte eines Faust dürfen brechen – nicht erlahmen.*“ (Faustine, 1986: 176). Durch Mengen erfährt der Leser aber, dass Faustine ihr Ziel offensichtlich nicht erreicht (Siehe 2.1.2.1), deswegen ist ihr Untergang nicht „*Erlahmung*“, sondern sie ist wirklich zerbrochen im Streben nach dem Höchsten im hohen Maße. (Vgl. Guntli, 1931: 32).

Der andere Unterschied liegt im Lebensentwurf von Faust und Faustine. Mengen beschreibt einmal Faustines Charakter :

„Jede vollendete Arbeit war ihr gleichgültig – gleichgültig Haben, Besitzen, Genießen! Streben war ihr alleiniges Glück, und der Moment, wo sie das Erstrebte mit der Fingerspitze berührte – ihre Seligkeit. Sollte sie aber festhalten, so ermattete ihre Hand.“ (Faustine, 1986: 222)

Für Mengen ist diese Fähigkeit festzuhalten, zu konservieren, dasselbe wie die Genussfähigkeit. Der Genuss scheint ihm nur in der Dauer möglich. Werden oder Veränderung sollten bedeutungslos sein, da er viel Wert auf das statische Sein legt. Durch die „männliche“ Erlebnisweise und Wertung, so Taeger (a.o.o, 252), - philosophiegeschichtlich wird „das Sein“ implizit oder explizit mit dem Männlichen, „das Werden“ mit dem Weiblichen identifiziert – und die Überzeugung, dass im Prozess wahrhafte Befriedigung undenkbar ist, lassen Faust den Teufelpakt eingehen: „Kannst du mich mit Genuß betrügen, / Das sei für mich der letzte Tag!“ (Trunz, E. 1981: 57). Für Faust ist der Genuss auch in der Dauer möglich. Die Suche gerät ihm zur Rastlosigkeit, die auf ihre Vergeblichkeit hindeutet, doch auf diese trotzdem nicht verzichten kann. Die Unfähigkeit, den Wechsel des Natürlichen zu akzeptieren, ist nur mit dem Mangel zu vergleichen. Vorübergehende Sättigung kann nicht akzeptiert werden, d.h., was nicht ewig dauert, ist nichts. Genuss wird dann zum Konsum, der fortauern muss. Das Genossene wird zum Objekt, also zum Ergebnis.

Bei Faustine ist es anders, das Streben selbst sei „ihr alleiniges Glück“. Die Befriedigung kommt nicht aus dem Lebensentwurf, der am Ergebnis orientiert ist, sondern aus dem, der an der Kraft des Verlangens gemessen wird. „Seligkeit“ hat sie, weil sie fähig ist zu wünschen bzw. zu verlangen und dieser Wunsch dient ja als Antrieb zur Tat. In diesem Zusammenhang kann man sagen, dass Faustine ein weiblicher Faust ist, der teilweise nicht ganz „faustisch“ ist, denn sie hat sich von seinem Lebenszweck ganz isoliert.

Ein Missverständnis, das auch durch den Schluss des Romans deutlich wird, unterläuft Hans Mayer: „Faustine (...) ist nicht emanzipierte Frau, sondern „feingeistige Vampirnatur“. Mit dem letzten Satz des Romans wird sie als „Dämon“ abqualifiziert. (Mayer, 1975: 80). Folglich betreibt sie den Rollentausch. Faustine ist ein weiblicher Faust, der – mit Maß und Ziel, wie zugestanden werden soll - im Genuß nach Begierde schmachtet“: Eine flüchtige Bekannte von Mengen erzählt zum Schluss des Romans und versucht die Moral zu erklären:

„Damals sagte ich zu meinem Gefährten: „Frauen wie Faustine sind der Racheengel unseres Geschlechts, (...) eine solche feingeistige Vampirnatur verbrennt und verbraucht – zuerst den

anderen, dann sich selbst. (...) Nehmt euch vor den Faustinen in acht! Es ist nicht mit ihnen auf gleichem Fuß zu leben! Es ist immer die Geschichte vom Gott und der Semele – Nein! Nicht vom Gott – vom Dämon“. (Faustine, 1986: 244).

Hans Mayer glaubt, den Text von der Schlussbemerkung her interpretieren zu können, aber er übersieht die perspektivische Brechung der Erzählstruktur (vgl. Taeger, 1986: 252). Die objektivierende Gesamtschau wird an dem Punkt aufgegeben, der als traditioneller Schluss gelten könnte: Nach der Heirat Faustines mit Mengen wird der Bericht eingesetzt. Aus der Perspektive des Gatten, der als Repräsentant seiner Frau gilt, erfährt der Leser die weitere Entwicklung der Geschichte. Berichtet wird die Geschichte aber von einer Frau X. Diese Erzählerin versucht, wie gesagt, am Ende die Moral zu verkünden. Ihre Rolle ist nicht mit der Autorin gleichzusetzen und ihre Stimme kann auch nicht das Verständnis der Protagonistin ersetzen. Das heißt, dass der Schluss durch die Perspektive einer Unbekannten nicht glaubhaft und plausibel sein kann.

Dieser distanzierte Kommentar, mit dem der Roman endet, lockt den Leser auch auf einen falschen Weg. Die Botschaft wird an Männer gerichtet. Eine männliche Perspektive wird eingenommen, die in Faustine eine „feingeistige Vampirnatur“ erkennen will: „Nehmt euch vor den Faustinen in acht!“ (Faustine, 1986: 244).

Im Vorwort zur dritten Auflage betont Hahn-Hahn, dass ihr ein Roman über eine moderne Königin Libussa vorschwebte, die grausame, männermordende, die keinem Mann unterlegt sein wollte. (Vgl. Taeger, 1986: 260):

„Die Essenz ihres Wesens ist ein feingeistiger Egoismus, der alles ausschließt, was Opfer und Entsagung ist, und der sich im Streben nach der missverstandenen Entwicklung und Befriedigung ausbildet (...). (zitiert nach Taeger, ebd.: 260).

Ein solcher Roman steht in der Tradition der „schwarzen Romantik“, in der sich eine ganze Truppe von grausamen, seelen-, bluthungriger, am Ende selbst untergehender Frauengestalten präsentieren. Ein großes Beispiel ist der „schwarzer Romantiker“ Heinrich Heine. Bei seinem frühen lyrischen Zyklus, beispielsweise „Traumbilder“, handelt es sich um drastische Horror- und Gespenstergedichte.

„Im ersten Traumbild betätigt sich die Angebetete als Bestatterin des Liebhabers, indem sie sein Totenhemd wäscht, den Sarg zimmert und das Grab gräbt. Sie ist das Gegenteil einer ‚Wundermaid‘, so der altertümliche, nicht ironisch gemeinte Titel, und versetzt den Leser gleich zu Anfang in eine Todeslandschaft. Die drei folgenden Strophen zeigen den Liebhaber in einer nicht weniger peinlichen Situation: Die Geliebte heiratet in seiner Gegenwart ungeniert einen anderen Bewerber und peinigt den abgewiesenen Liebhaber sadistisch. Sie trinkt sein Blut,

schneidet mit einem Messer in sein Herz und lässt an ihrer Stelle den Tod Küsse verteilen. Der Liebhaber wiederum muß gute Miene zum Gruselspiel machen und noch die obligaten Glückwünsche aussprechen. In den nächsten Stücken geht es noch extravaganter zu. Schon die kurzen Überschriften deuten es an: „Der Kampf“, „Die Brautnacht“, „Der Kirchhof“ und „Die Blasse“. Der Liebhaber beansprucht den vollständigen Besitz der Geliebten, muß aber als Gegenleistung seine Seele opfern.“ (Windfuhr, 1979: 68 f.).

Auch hier wird eine Frau dämonisch präsentiert, doch bei genauerem Hinsehen zeigen laut Chunnasart diese weiblichen Vampire kein eigenes Wesen, sondern sie entstehen aus männlichen Phantasien:

„Sie (die Frauenfigur in den romantischen Werken) wird dadurch dämonisiert, dass sie meistens als eine unmenschliche und schöne Frau mit übernatürlicher Kraft und verderblicher Anziehungskraft dargestellt wird. Bei ihrer Dämonisierung ist die Verführungskraft von großer Bedeutung. Weiterhin wird in diesem Typ der Frauenfigur die Andersartigkeit im Vergleich zu normalen Frauen dargestellt. Das ist der Grund, warum die dämonische Frau aus Sicht der Männer eine reizende und interessante Frau ist, obwohl sie wegen ihrer verderblichen Kraft gefährlich ist.“ (Chunnasart, 2001: V).

Faustine lässt sich jedoch schlecht in diese Kategorie einreihen. Sie präsentiert sich weder erotisch noch Verderben bringend. Nach Osinski wird Faustine „wegen ihres sexuellen Desinteresses für die Männer zum „Dämon“ (Osinski, 1998: 577) und das wieder aus männlicher Perspektive. Eine Frau kann für Männer ein Dämon sein, egal ob sie sexuelle Interessen hat oder nicht. Clemens und Andlaus Tod mag sie verursacht haben, aber sie daran für schuldig zu erklären, ist problematisch, da sie kein Interesse am Tod dieser Männer hat und deswegen diese stereotypisiert romantische Grausamkeit nicht zutrifft. Die Charakteristika, die für die schwarze Romantik gelten, treffen nicht zu. (Hinzu muss ergänzt werden: Am Ende des Romans geht sie ins Kloster, d.h. sie verzichtet nach Osinski auf Sexualität, indem sie den irdischen, weltlichen und sinnlichen Genüssen entsagt und damit nicht dem Bild eines weiblichen Dämons entspricht.)

Zusammengefasst ist Faustine dem Roman getreu trotz ihres scheinbar zerstörerischen Verhaltens nicht zerstörerisch bzw. faustisch. Das Sein der Heldin, also „ihre innere Welt“, ist in diesem Kapitel wesentlicher als ihr Benehmen. Dargestellt ist ihr Wesen natürlich und unmittelbar. Sie fühlt sich mit den Kräften der Natur verbunden und handelt frei nach ihren Wünschen. Außerdem stellt sie sich in den Mittelpunkt des Interesses als „sublime Egoistin“ und gebraucht andere, die für sie nützlich sind. Da sich ihre Befriedigung nicht vom Lebensentwurf befindet, der am Ergebnis orientiert ist, sondern aus dem, der mit der Kraft des Verlangens verbunden ist, unterscheidet sie sich von Faust. Außerdem stellt sie sich dem Faustischen entgegen, indem er dem

Streben entsagt. Darüber hinaus hat Faustine keine Absicht, wie die Frauengestalten in der Romantik, die dämonisiert werden, Menschen in Katastrophen zu stürzen. Faustine ist weder gänzlich faustisch, noch zerstörerisch im romantischen Sinne aber das Wichtigste ist, dass man ihr emanzipiertes Wesen erkennt. Sie sollte auch nicht als zerstörerisch bezeichnet werden, nur weil sie sich als Frau jedem Wunsch, vor allem der Männer, nicht widerspruchslos fügt. Es geht hier vielmehr um eine Frau mit „autonomen“ Ich, dessen Ziel nicht die Zerstörung anderer ist.

2.1.4 Fanny Lewalds „Diogena“ als Antwort auf „Faustine“

„Der Mann, dem meine ganze Seele sich zugewendet, an dem alle meine Gedanken, Wünsche und Hoffnungen sich klammert, der Mann, an dem mein Sein gebunden war, liebte eine andere –.“ (Fanny Lewald, *Meine Lebensgeschichte*, Band II: *Leidensfahre*, 1861-1862: 196)

„Denn wie soll ich Respekt haben vor irgendeiner Wesenheit, wenn ich nicht bei meiner eigenen anfang? (...) wie sollt' ich nicht suchen, zuerst mich selbst durchzuarbeiten? Das ist unser Ziel, das ist unsere Seligkeit“ (Ida Hahn-Hahn, *Gräfin Faustine*, 1986: 140).

„Zwei große Träume bewegen die Frauenherzen spätestens seit dem 19. Jahrhundert: Der von der großen Liebe (konventionell: zum richtigen Mann) und der von der weiblichen Selbstverwirklichung.“ (Helmer, 1996: 147). Generationen von Frauen finden beide faszinierend und üben sich in diesem Kreis, obwohl diese Träume von gewöhnlicher Art sind. Manchmal kommt es zu einer Mischung, also zwei in einem, wie im Fall von Faustine, zwischen der Liebe und der weiblichen Selbstverwirklichung: Der zweite Traum geht im ersten auf. Sie sucht volle Selbstverwirklichung in der Liebe. Auch Diogena sucht diese und treibt es allerdings auf die Spitze: Sie sucht volle Selbstverwirklichung in ewiger, göttlicher Liebe.

1847 erschien ein Buch unter dem Titel: „*Diogena*“ Roman von Iduna Gräfin H.H., das es gleich in einem Jahr zu zwei Auflagen brachte. Als Verfasserin galt bald allgemein Fanny Lewald. Diogena, die Tochter von Sibylle und Otbert Austra, stammt in gerader Linie von Diogenes ab, der seiner Tochter Diogena sterbend eine Laterne gab mit dem Worten: „*Suche einen Menschen, bis Du den Rechten gefunden.*“

Dieses „*mysteriöse*“ Wort ist seinem Geschlecht, das sich nur durch Töchter fortpflanzte, zum Fluch geworden. Diogena äußert:

„Wir sind die ewigen Juden des Herzens. Dieses Suchen hat das Herz meiner nächsten Verwandten usiert: Die edle Tosca Beiron, die geniale Faustine, die himmlische Gräfin Renate und meine göttliche Mutter Sibylle hatten ihre Herzen erschöpft in vergeblichen Liebensversuchen, und ich – ich verzweifle an der Liebesfähigkeit meines Herzens und ich muss dennoch die Liebe suchen.“ (Lewald, 1996: 8)

In Bonaventura, dem Sohn Faustines und Mario Mengens, glaubt sie, diese Liebe gefunden zu haben. Allein sie ist bald vorbei. Mit Entsetzen entdeckt Diogena nämlich, dass Bonaventura, der eben erst von ihren Lippen den „*Nektar des ersten Kusses*“ getrunken, hungert und dürstet wie ein gemeiner Mensch. Ihr Entsetzen steigert sich, als sie bemerkt wird, dass auch ihr das Essen „*delicios*“ schmeckt. Die Hochzeit findet aber doch statt. Auf der Hochzeitsreise in Baden-Baden findet Diogena drei Bekannte ihres Mannes, die bald ihre Verehrer werden. Der eine ersticht sich vor ihren Augen, da er abgewiesen wurde. Diogena fällt darüber in Ohnmacht und wird von dem zweiten Verehrer aufgefangen. Bonaventura erscheint in diesem Augenblick und fordert den Verehrer seiner Frau zum Duell, der dann stirbt. Er selbst verlangt die Scheidung, und der dritte Verehrer, Fürst Callenberg, folgt ihr treu ergeben nach Paris. Hier zögert Diogena mit dem ersten Auftreten in der Gesellschaft und gefällt sich als büßende Magdalena. Als diese Rolle ihren Reiz verloren hat, stürzt sie sich ins gesellschaftliche Leben.

Die entstehende Langeweile soll durch Chemie- und Anatomiestudien überwunden werden. Dabei lernt sie Prosektor Friedrich Wahl lieben. Ohne die Ehe mit ihm einzugehen, tritt sie mit ihm eine Weltreise an. Wahl wird Professor in Pisa. Dass sie an seiner Seite als „*Frau Professor*“ lebt, scheint ihr der Gipfel des Menschenmöglichen an gräflicher Würde. Die Pflicht als Frau des bürgerlichen Professors verletzt ihre Würde und sie wird seiner bald überdrüssig. „*Die Gräfin Diogena wird es müde dem Professor F. Wahl in Sklavendiensten zu huldigen*“, und sie verlässt ihn. Callenberg wird wieder ihr Begleiter.

„*Der Rechte*“ wird in der Wüste und im Orient, dann im wilden Westen Amerikas gesucht. Mit der brennenden Laterne in der Hand, geht es in den Urwald hinein, und Coeur de Lion, der Indianerhäuptling, findet Gefallen an der weißen Frau. Sie soll bei ihm bleiben.

„Sie soll sein Wasser schöpfen, sein Kornfeld hacken und sein Wildpret kochen; sie soll ihn pflegen, wenn er von seinen Kämpfen heimkehrt, sie soll sein Weib werden und seine Kinder tragen auf ihrem Rücken. Weil sie ihm gefällt, wird er sie behalten, solange ihr Haar grau wird, will er sie nicht töten, sondern sie leben lassen und junge Frauen kaufen.“ (Diogena, 1996: 134).

Noch in der Nacht soll die Hochzeit sein. Darüber herrscht Entsetzen bei Diogena; unter Tränen bittet sie den Häuptling, sie ihres Weges ziehen zu lassen. Sie kann hier nicht in der primitiven Art und Weise leben. Ihre Bitte um Freiheit ist vergebens. Sie muss ihn innerhalb von drei Tage bitten, seine Frau zu werden, wenn sie sich weigert, muss sie sterben.

Die Angst dieser drei Tage macht sie krank und eine kranke Frau ist für den Häuptling nichts wert. *„Die schwache weiße Frau ist ihm ein Greuel“* (ebd.). Er lässt sie schliesslich frei.

Vollständig gebrochen kehrt sie mit Callenberg nach Europa zurück. Als sie dann auch bei den Chinesen *„den Rechten“* nicht findet, und Callenberg schließlich verzichtet, verfällt sie in einer Irrenanstalt unter Leitung Wahls, auch am hellen Mittag mit der brennenden Laterne nach *„dem Rechten“* suchend dem Wahnsinn.

Der Geschichte getreu schildert Fanny Lewalds *„Diogena“* die Erbarmungslosigkeit, mit der sie *„die Leserinnen die ganze tragische Unvereinbarkeit der beiden großen Frauenträume durchleiden lässt – oder durchlachen, wenn es ihnen gelingt, Abstand zu wahren zur Protagonistin.“* (Helmer, Ulrike, 1996: 148). Das mag stimmen. Diogena ist keine positive Heldin, keine Identifikationsfigur, mit der sich die Leserin identifizieren kann in dem Vertrauen, dass sie sorgsam und behütet zum Happy End geführt wird. *„Die göttliche Diogena will sich emporschwingen in die himmlischen Sphären ewiger Liebe, doch dabei stürzt sie ungebremst in den Abgrund weiblicher Sehnsüchte und reißt alle mit sich, die ihr blind gefolgt sind.“* (ebd.). Am Ende ist sie diejenige, die in den Flammen ihres Liebestrugbildes verglüht.

Diogena ist kein gutes Vorbild für eine tugendhafte Heldin. Sie ist viel mehr ein Beispiel für ein negatives Frauenbild, von der die Autorin *„die unbekanntten Seiten“* zeigt: Es zeigt sich, dass sie Zynikerin ist. Damit erweist sie sich selbst als *„Diogena“*: als Nachfahrin des Kynikers Diogenes von Sinope.

Diogenes wurde 412 oder 403 vor Christus in Sinope, einer florierenden Handelsstadt an der Südküste des Schwarzen Meer, geboren. Der griechische Philosoph war der Sohn des Münzbeamten Hikesias. Diokles berichtet, sein Vater habe die öffentliche Münzstätte betrieben und sei wegen Falschmünzerei ausgewiesen worden. Eubulides aber erzählt in seiner Schrift über Diogenes, Diogenes selbst habe die Tat begangen und lebe mit seinem Vater in Exil. Er selbst sagt von sich in seinem Pordalos, er habe die Münze umgeprägt. (Vgl. Steinmann, 1999: 29).

Seine Philosophie erklärt die im Laufe der Zeit entstandenen, anerkannten Normen und Konventionen für ungültig und setzt an ihrer Stelle ursprüngliche, unverfälschte Lebensregeln. Diogenes nannte die Habsucht „*die Mutterstadt allen Übels*“. Nichts hielt er für so korrumpierend wie Besitz. Darum führte er ein Leben in äußerster Genügsamkeit: Die Nahrung bettelte er zusammen, alles, was er besaß trug er auf und mit sich: einen Mantel aus grobem Tuch, einen Ledersack auf dem Rücken, einen derben Knotenstock. Diese Anspruchslosigkeit trug ihm den Spitznamen „*Hund*“ (kyon) ein, den er nicht nur bereitwillig annahm, sondern in der Folgezeit sogar wegen der Offenheit, Schamlosigkeit und Einfachheit im Verhalten des Hundes als Ehrentitel für sich in Anspruch nahm. Von „*kyon*“, dem „*Hund*“, dem emblematischen Vorbild des Kynikers, unter dem man sich nicht das gepflegte Haustier, sondern den im öffentlichen Raum streunenden und auf dem mediterranen Dorfplatz träge herumliegenden Hund vorzustellen hat, wird die Bezeichnung Kynismus aus diesem Grund abgeleitet sein. (vgl. Lagier, 1997: 3). Aus der Bezeichnung „*Kyniker*“ und „*Kynismus*“ wird bekanntlich später mit gewandelter Bedeutung der „*Zyniker*“ und „*Zynismus*“. Nach dem Lexikon der Psychologie, (2000) bedeutet der Begriff: „*Zynismus*“ *eine verächtliche, destruktiv-skeptische Grundhaltung gegenüber der Welt, der Gemeinschaft und ihren Werten, abgeleitet aus der griechischen Philosophie der Kyniker. Die Kyniker, beispielsweise Diogenes, sahen Bedürfnislosigkeit als höchste Tugend und lehnten andere Werte einschließlich staatlicher Gesetze und religiöser Normen ab (...)*. (Wenninger, 2002).

Die Kyniker sahen in der animalischen Existenz eine für den Menschen höchstens annäherungsweise zu erreichende Autarkie. Diese „*hündische Philosophie*“ erhob die Einfachheit zur höchsten Tugend. Als Schlafplatz diente Diogenes ein Fass. Das Streben nach Unabhängigkeit von allen äußeren, materiellen Dingen -die Autarkie- fand auch bei den Kynikern eine Grenze in der Notwendigkeit zu essen und zu trinken.

Immerhin kann die Nahrungsaufnahme auf das Unentbehrliche reduziert und auf alle Verfeinerung sowie jeden Luxus verzichtet werden.

Diogenes musste sich allerdings mit dem Konsumverzicht keine besondere Mühe geben: Als bankrotter Bankier hatte er aus Not gebettelt, noch bevor er dies aus theoretischer Überzeugung tat. Darüber hinaus stellte er sich im alten Widerstreit von Physis (Natur) und Nomos (Gesetz, Konvention) mit aller Entschiedenheit auf die Seite der Physis. Als „Naturmensch“ lebte er, wie die Tiere, die er bewunderte, schlief auf dem Boden, versuchte von Rohem zu leben. Sexualität war für ihn im wesentlichen ein animalischer Trieb, der ohne Hemmung und falsche Scham auf der Stelle befriedigt werden sollte.

„Er pflegte alles in der Öffentlichkeit zu tun, sowohl die Geschäfte der Demeter wie die der Aphrodite“ (Laertios, 1997: 76).

Er befriedigte in der Öffentlichkeit sowohl seine Nahrungs – also auch seine Sexualbedürfnisse. Und:

„Da er häufig öffentlich onanierte, sagte er: „Könnte man doch durch Reiben des Bauches auch dem Hunger ein Ende setzen.“ (ebd.: 77)

Die Sexualität ist eigentlich diejenige Naturanlage des Menschen, die ihn am meisten in die Abhängigkeit anderer Personen treibt. (vgl. ebd.: 20). Aber es ist für den Kyniker nichts als Autonomie und Autarkie. Er wählte jene Art von Bedürfnisbefriedigung, die ihm die größte Selbstverfügbarkeit garantierte. Die Institution Ehe vertrug sich nicht mit seinen Vorstellungen von Freiheit und Autarkie. Deshalb sprach er sich für die freie Liebe und gemeinsamen Kinderbesitz aus. Es war für ihn eine äußerliche Bindung, die er ablehnte.

Die Weisheit der Natur bestimmt den kynischen Lebensrahmen, kein Gesetz, keine Religion und auch keine Landesgrenze. Diogenes nannte sich einen Weltbürger und reiste viel. Mit einer Laterne suchte er nach dem wahren Menschen: *„Er zündetet bei Tag eine Laterne an und sagte: „Ich suche einen Menschen“ (ebd.: 47).*

Diogenes steht ihrem Ahnen in der Verachtung der herrschenden (bürgerlichen) Konventionen und ihrer (aristokratischen) Wertschätzung der freien Liebe, sowie in ihrer Reiselust nahe. Lewald hat, dargestellt durch ihre Hauptfigur, Recht, dass solche individuelle Freiheit im 19. Jahrhundert nur adelige Frauen erreichen konnten; mittels

ihrer standesbedingten Elemente wie finanzieller Unabhängigkeit, Weltläufigkeit, Befehlsmacht und Arroganz entstand ihre „*Ichstärke*“. Dabei gelingt es Fanny Lewald, diese aristokratische „*Ichstärke*“ zu einer lächerlichen Figur zu formen, indem sie einerseits den adeligen Roman von Ida Hahn-Hahn und andererseits deren Leben selbst mit der Figur „*Diogena*“ parodiert.

Fanny Lewald schafft nicht nur einen illustren adeligen Stammbaum, sondern auch eine fiktive Schöpferin: Die „*Diogena*“ verfasste eine gewisse Iduna Gräfin H.H. – sie erzählt bezeichnenderweise in der ersten Person Singular „*Ich*“. Die Initialen der Gräfin waren jedoch zu Lewalds Zeiten bekannt: H.H. sind die Initialen der Schriftstellerin Ida Gräfin Hahn-Hahn. Dass Hahn-Hahn gemeint war, daran war kein Zweifel.

„*Diogena*“ enthält zahlreiche Anspielungen auf das Werk Ida Hahn-Hahns. So steht die Hauptfigur in einer verwandtschaftlichen Beziehung mit anderen Hahn-Hahnschen Romanfiguren:

„*Diogena* ist die Tochter der Gräfin Sibylle, Titelheldin jenes Romans, dem Ida Hahn-Hahn den Untertitel „*Eine Selbstbiographie*“ gab (1846). Die Gräfinnen Faustine und Toska werden als Diogenas Tanten bezeichnet, letztere ist die weibliche Hauptfigur in Hahn-Hahns Roman „*Sigismund Forster*“ (1843). Auch die männlichen Figuren tragen Namen und Züge Hahn-Hahnscher Protagonisten und werden als mit ihnen verwandt vorgestellt. Um nur einige Parallelen zu benennen: Graf Bonaventura ist Faustines Sohn, Graf Mario war ihr Gemahl. Diogenas Begleiter Fürst Callenberg folgt der Diogena in derselben treuen Ergebenheit wie einst sein Vater, Gotthard von Callenberg, der Gräfin Cornelia im Roman „*Zwei Frauen*“ (1845). Und selbst Randfiguren wie Aurora von Elsleben, die zweite Frau des Grafen Bonaventura, sind dem Hahn-Hahnschen Werk entliehen: in „*Zwei Frauen*“ erweist sich Auroras Mutter als tatendurstige jedoch in aristokratischen Konventionen gefangene Gattin ihres ländlich genügsamen Gatten.“ (Helmer, 1996: 152 f.)

In diesem Punkt bedient sich Lewald solcher Anspielungen; sie parodiert auch in diesen verwandtschaftlichen Vernetzungen Ida Hahn-Hahn, deren Romanfiguren untereinander verwandt oder befreundet sind und in verschiedenen Werken wieder auftauchen. Durch diese Verbindungen reflektieren diese Romanfiguren die engen sozialen Grenzen der Adelswelt. Darüber hinaus gibt es manche Ähnlichkeiten zwischen den Männern von Diogena und denen von Faustine: Obernau, Andlau und Mengen wie Bonaventura, Graf Callenberg und Professor Wahl.

Selbst das Alter der Romanheldin ihrer Kollegin übernimmt Lewald konsequent: Diogena ist fünfzehn, als sie das Geheimnis der Laterne entdeckt. Mit siebzehn verursacht sie den Tod zweier Menschen; als sie den Indianerhäuptling findet, ist sie

siebenundzwanzig, und als sie im Irrenhaus landet, knapp dreißig Jahre alt. Bei Faustine ist es nicht anderes; im Alter von siebzehn kommt sie mit ihrer Schwester als Waise zu ihrer Tante. Da lernt sie Graf Obernau, ihren ersten Gatten kennen. Nach ein paar Jahren unglücklichen Ehelebens lässt sie sich von ihm scheiden. Baron Andlau, ihr Freund, schenkt ein neues Leben. Mit ihm ist sie insgesamt sieben Jahren glücklich zusammen, bis sie Mengen trifft. Mit Mengen bleibt sie vier Jahre zusammen bis zu ihrer Konversion. Im Kloster lebt sie nur anderthalb Jahre bis zu ihrem Tod. So ist Faustine ungefähr 30 Jahre alt, ohne dass im Roman deutlich gesagt wird, wie alt sie ist. Die „*großen Leidenschaften, die herzerbrechenden Schicksale, die unerhörten Glücke*“, so Hahn-Hahn, „*haben fast immer vor dem dreißigsten Jahre begonnen, so dass die Frau, welche sie bis dahin nicht kennen gelernt hat, sie auch schwerlich kennen lernen wird.*“ (Hahn-Hahn, *Zwei Frauen*, 1845: 138)

Auch die Sprache ist ein Thema der Parodierung. Lewald kritisiert den Sprachgebrauch der Gräfin in ihrem Roman, indem sie extrem viele englische und französische Fremdwörter in äußerst langen Sätzen verwendet. Lewald führt aus, dass die Fremdwörter „*in meinen Augen eine wahre Sünde gegen den heiligen Geist unserer edlen Muttersprache*“ sind (La Mara, 1904: 222 f.). Diese Kritik Lewalds der an französischen Fremdwörtern reichen Sprache Hahn-Hahns hat eine politische Funktion: „*Die bürgerlich-, emanzipatorische Kritik an der Ständegesellschaft nach französischem Vorbild, die Patrioten seit der Französischen Revolution, die den Adel imitierende Sprechweise verachten und das Deutsche als Symbol eines sprachlichen Befreiungskampfes von politisch- sozialen Normen verwenden lässt.*“ (Schneider, 1996: 67). Dann kopiert Lewald die Schlusszene von Hahn-Hahn, in der eine dritte Person, die nichts mit dem Verlauf der Geschichte zu tun hat, das Ende klärt, also eine veränderte Erzählperspektive einführt.

An der Hauptfigur „*Faustine*“ lässt Lewald kein gutes Haar. Repräsentiert durch „*Diogena*“, die das Erbe des Diogenes trägt und dessen Merkwürdigkeit dieser weiblichen Erbfolge es ist, das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung mit der Hoffnung auf einen „*Rechten*“ (richtigen Mann) zu verbinden bzw. zu verwechseln und deren nebenbei betriebenes Studium der Heraldik, Chemie oder Anatomie zwar in die höchsten Höhen des Wissens führen kann, bleibt aber trotzdem nur Zeitvertreib, kommt Lewald zu einem ihr endgültig geltenden Schluss: Es kann für Diogena nur noch der Wahnsinn kommen, auch als Anspielung auf Faustine:

„(..) Im Fortgehen wendete ich (die Erzählerin) den Kopf nochmals nach der Wahnsinnigen zurück. Sie suchte noch immerfort und wird suchen, bis sie stirbt. Es war ein unangenehmer, unheimlicher Eindruck.“ (Diogena, 1996: 145)

Sie propagiert keine Moral, zeigt aber ihre Meinung über die Tat Diogenas, dass es „unangenehm“ und „unheimlich“ war.

Lewald zielt mit ihrer Satire nicht nur auf das Werk Hahn-Hahns, sondern auch auf deren Leben. Das sei „eine doppelte Persiflage, die dadurch erleichtert wird, dass das Werk der Antipodin durchgängig autobiographische Bezüge aufweist.“ (Helmer, 1996: 155 f.). Dadurch war es für Lewald leicht, die Zusammenhänge zwischen Hauptfigur, „Faustine“ und deren Autorin Hahn-Hahn zu parodieren.

Einen Familienunfall erteilte nach den Schilderungen Renate Möhrmanns im Kapitel „Die Gleichheitsideen der Ida Hahn-Hahn“ (1977) nicht nur die Familie von Diogena, sondern auch die Familie von Hahn-Hahn, eine der ältesten des mecklenburgischen Provinzadels. Das Interesse ihres Großvaters gilt nicht dem konventionellen Hoftreiben, sondern der Astronomie, und das ihres Vaters dem Theater; mit seiner Begeisterung für die Bühne ruinierte er die Familie. Über diese Leute wundert sich Paul Weiglin in seinem Aufsatz „Ein Gelehrter, ein Narr und eine Dame von Welt“ (Weiglin, 1950: 955 ff.): „Um so merkwürdiger ist, dass eine der uradeligen Familien Mecklenburgs in der Geschlechterfolge eines Jahrhunderts drei Persönlichkeiten von wissenschaftlicher, künstlerischer, poetischer Bedeutung hervorgebracht hat: einen Gelehrten, einen Narren und eine Weltdame, die die Dichterin war. Es handelt sich um das Haus der Grafen Hahn.“ (ebd.). Gemeint ist natürlich der Graf Friedrich Hahn, Graf Karl Hahn und Gräfin Ida Hahn-Hahn. Der Graf Hahn ist ein Sohn der Aufklärung, des 18. Jahrhunderts. Obwohl er für seine Bauern väterlich sorgte und ihm das Wohl der Menschen am Herzen lag, benutzte er die meisten Mittel, die ihm aus der Verwaltung seiner zahlreichen Güter zuflossen, um seine Lieblingswissenschaft, die Astronomie, großzügig zu pflegen. Er sammelte in Remplin eine kostbare wissenschaftliche Bibliothek, richtete sich ein chemisches Laboratorium ein und baute eine Sternwarte. Auch Karl, der Sohn des Grafen Friedrich, ließ sich an dem Leben seiner Standesgenossen nicht genügen:

„Auch er hat den Prunk der Höfe verachtet und seine Sehnsucht an die Sterne blickte, waren Theaterflitter, und der Prunk, den er liebte, sollte im Licht Staunen und Bewegung erregen.“ (ebd.: 956).

Nach dem Tod seines Vaters Friedrich war der Graf sein eigener Herr. Er erbaute ein Schlosstheater, das er mit kostbaren Dekorationen und Requisiten ausstattete. Seine Tat schien den andren damals wie „*der Teufelskram unheiliger Sinnenlust*“. Luise Mühlbach, die Neubrandenburgerin, die als Romanschriftstellerin berühmte spätere Gattin des Jungdeutschen Theodor Mundt, erzählt:

„Eines Tages fiel ein abenteuerlicher Zug von Schlitten mit Schellenklang und Horneblase in die verschlafene Stadt. Es war Graf Hahn mit seinen Freunden. In jedem Schlitten saß ein phantastisch herausgeputzter schwarzer oder roter Teufel mit Marterwerkzeugen in den Händen, neben sich eine reizende Teufelin, flimmernd von Schmuck und Goldstickerei. Übermütige Spottlieder auf den pastörlchen Musenfeind ertönten, und um das Maß des Frevels voll zu machen, umkreisten die Schlitten zweimal die ehrwürdige Marienkirche. Die Bürger waren empört, aber heimlich blinzelten sie doch hinter den Gardinen hervor. Der Bürgermeister, der Vater Luise Mühlbachs, nahm die Veranstalter und Teilnehmer des Umzugs in Strafe; sie sollten sitzen. Aber der Herzog wandelte die Haft in Geldstrafen um, und ein paar Taler war jedem der Spaß wert.“ (ebd.: 956 f.)

Innerhalb weniger Jahre hatte den Grafen seine Schwärmerei für die Bühne seine Stellung in der Gesellschaft und sein Glück in der Familie gekostet. Er brachte diese Opfer ohne Besinnen und ohne Reue. Solche aristokratische Leidenschaft hat auch ihre Folgen, zumindest für die Nachfolgerin. Wenn Lewald meint, dass Diogena immer weiter mit Hoffnung den Rechten sucht und sie es parodiert, meint sie damit auch Ida Hahn-Hahn. In ihrem Leben spielen drei Männer eine wichtige Rolle: Graf Friedrich Hahn, ihr Vetter; Baron Bystram, ihr Geliebter und ihr Lebensgefährte, Heinrich Simon, ebenfalls ihr Geliebter. In Lewalds Roman sind es ebenfalls drei Männer, die eine wichtige Rolle spielen: Graf Bonaventura, Graf Callenberg und Professor Wahl, in der Rolle des ehemaligen Gatten, mit dem sie eine unglückliche Ehe führt, des Lebensgefährten und treuen Freundes, und des Geliebten, den sie intensiv und leidenschaftlich liebt. Je weiter Hahn-Hahn sich leidenschaftlich in die große Liebe verwickelt, desto näher kommt sie dem Wahn; so lautet das Fazit Lewalds an Hahn-Hahn, denn Lewald schrieb Diogena aus folgendem Grund, wie sie in einem Brief an Karl Gutzkow, schrieb: „*Ich kann in meiner Nähe keine Verwirrung sehen, bei der ein Ausweg möglich wäre, ohne den Irrenden zu sagen: „Hier ist der rechte Weg, so weit ich ihn erkennen kann (...) – wusste ich doch auch, dass mir die Diogena Feinde machen würde. Es gibt in mir eine Notwendigkeit der Wahrheit, der ich nachlebe und die mir bis jetzt segensreich war – möchte sie sich auch in diesem Falle bewähren.“*“ (Böttger, 1848: 348).

Auch die spätere Rezeption stellt fest: In diesem Buch der Diogena ist „alles Böse zusammengestellt, was man von Hahn-Hahn sagen kann.“ (Schmidt, 1896: 67). Mann glaubt, dass „das Ganze eine persönliche Rache war, die Lewald an ihrer Nebenbuhlerin nahm, so empfindlich, wie eben nur eine Frau sie ersinnen und ausführen kann.“ (Zeitschrift für Bücherfreunde, 1903/4: 378). Auch Peitzmeyer glaubt, Ursache dieser Rachsucht sei Eifersucht. Simon war für Lewald der Herrlichste von allen. Obwohl der Vetter sich „namentlich von der kräftig gesunden Natur der geistreichen jungen Verwandten augenblicklich angesprochen“ fühlt, (Schneider, 1996: 32), liebt er sie nicht. Ihm hat Fanny Lewald ihren Roman „Jenny“ gewidmet, und ihm war sie über sieben lange Jahre in einer unglücklichen Liebe verbunden. Simon empfand für die Cousine offenbar nur Freundschaft. Sie hatte erkennen müssen, dass der Mann, „an den ihr Sein gebunden war, eine andere (Hahn-Hahn) liebte.“ „Erhitzt, wie ich war, hoffte ich einen plötzlichen Tod zu finden, denn zu sterben war alles, was ich verlangte. Und nicht einmal einen elenden Schnupfen trug ich davon“ (Lewald, 1861-1862: 196), gesteht sie offenherzig in ihrer „Lebensgeschichte.“ Verliebt ist Simon in die Gräfin Hahn-Hahn. Trotz der demokratischen Ansichten Simons, die übrigens damals noch nicht so scharf entwickelt waren, fühlte sich Hahn-Hahn zu ihm ebenfalls hingezogen und sie musste in ihm den Geistesverwandten erkennen. Allmählich erwuchs aus dem freundschaftlichen Verkehr der beiden leidenschaftliche Liebe. Auch die leidenschaftliche Beziehung der Diogena zu dem bürgerlichen Wissenschaftler, der in Lewalds Satire „Wahl“ benannt wird, ist kein Zufall, sondern ein realistischer Zug: Es zeigt implizit einen Reflex der Dreiecksverbindung zwischen Simon und den beiden Frauen.

Auch in der schriftstellerischen Tätigkeit war Hahn-Hahn wieder ihre Nebenbuhlerin, allerdings absichtslos. Doch wurde Hahn-Hahn von der zeitgenössischen Kritik als „der überlegene Geist, als das größere poetische Talent“ gefeiert. (zitiert nach Peitzmeyer, o.J.: 67). Schneider stimmt jedoch dieser Ursache der Rache nicht gänzlich zu. Nicht nur der Grund von „sprichwörtlich gewordenem Weiber-Neid“ (Schneider, 1996: 66) sollte als einziges Motiv angenommen werden. „(...) Fanny Lewald karikiert“, so Schneider, „in ihrer amüsanten und originellen Kultursatire die in ihren Augen antidemokratische und aristokratische Tendenz, empfindsame Weltfremdheit und Sprachmengerei der Romane Ida Hahn-Hahns.“ (ebd.).

Vor allem als Demokratin wandte sie sich, so Böttger, mit diesem satirischem Roman „*Diogena*“ (1847) gegen den „*manirierten Aristokratismus*“ in den Moderomanen der Kollegin. (Böttger, 1977: 340). Der Entwurf, den Lewald parodierte, ist nach Osinski, dass „*die aristokratische Gesellschaftskritik Hahn-Hahns egozentrisch, gebunden an einen Entwurf weiblicher Subjektivität zwischen Weltschmerz und Genialitätsbewußtsein*“ bleibt. (Osinski, 1998: 529)

Sie sind Frauen unterschiedlichster Art. Obwohl Hahn-Hahn und auch Lewald im Ruf standen, eine „*deutsche George Sand*“ zu sein, lagen dennoch „*Welten zwischen den beiden Autorinnen.*“ (Helmer, 1996: 157). Wenn Ida Hahn-Hahn fand, dass „*auf der Entwicklung innerhalb der eingebornen Grenzen des Individuums, sei es Mann oder Weib, (...) der Fortschritt der Menschheit beruht*“, karikierte Lewald das Emanzipationsverständnis der Kollegin als eine Mischung aus aristokratischem Snobismus und Gefühlsduselei. Folgte Fanny Lewald in ihrem Leben wie in ihrer schriftstellerischen Arbeit einer klaren Richtschnur: Emanzipation der Juden und der Frauen, Emanzipation zur Arbeit, so war Hahn-Hahn an der Frage der beruflichen bzw. politischen Partizipation von Frauen nicht interessiert.

Während Lewalds Mentalität von Arbeitsethos und Pflichterfüllung geprägt und während ihre Launen und Gefühle von Kindheit an durch den Drill vom Vater bezähmt worden waren, bestand Hahn-Hahn auf Glück und emotionale Erfüllung. (Vgl. ebd.: 158), aristokratische Träumerei für Lewald, die nach Taeger durch diese privaten Beziehungen ihrer Schicht „*das Konfliktpotential von Intimität*“ auslösen könnte. (Taeger, 1986: 264) und jene unbewussten emotionalen Hemmnisse weiblicher Selbstbestimmung drohte, alle äußeren Erfolge der Emanzipationsbewegung überdauert zu haben. (Vgl. ebd.).

„*Diogena*“ ist letztendlich eine der zeitgenössischen Rezeptionen zu „*Faustine*“, die nicht gerade freundlich war, aber auf die Uneinheitlichkeiten der emanzipatorischen Konzeptionen von Mündigkeit der beiden Autorinnen hinweist, sei es aus Eifersucht oder aus ihren unterschiedlichen, von Gesellschaftsständen bedingten Meinungen.

2.2 Analyse der Problematik der Frau im Roman „Aus dem Leben einer Frau“

2.2.1 Louise Aston: Vom Leben zum Werk

„Eine Frau, die ihre Privat-Angelegenheiten vor das Forum der Öffentlichkeit bringt, muß entweder grenzenlos eitel sein oder von der äußersten Nothwendigkeit zu diesem Schritte gezwungen werden (...). In diesem letzten Falle befinde ich mich.“ (Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung, 1846: 5)

„Herrenkleidung soll sie getragen haben, öffentlich Zigarren geraucht und dazu noch einen 'Club emancipierter Frauen' gegründet haben. Außerdem hatte sie lautstark verkündet, daß man endlich aufhören solle, Mann und Frau nach verschiedener moralischer Elle zu messen und in ihren Büchern die freie Liebe besungen“, so beschreibt Renate Möhrmann in ihrem Artikel Louise Aston (In: Emma, 1978: 58). Louise Aston gilt als eine der wichtigsten jungdeutschen Vorkämpferinnen in der Vormärz-Ära.

Wie keine andere der Vorkämpferinnen der deutschen Frauenbewegung war sie Opfer politischer und moralischer Maßregelung. Ihr selbstbewußtes Auftreten mißfiel ganz offensichtlich den Repräsentanten der Macht. Hinzu kam noch, dass sie als besonders hübsch galt: „Sie war blond und trug ihr Haar in vielen kleinen Locken, was ihr zu ihrem hübschen, zarten Gesicht ganz allerliebste stand. Ihre Figur war eher die einer eleganten Frau“ (Corvin, 1880: 18). Die Aburteilung Scherr, die emanzipierten Frauen seien die „in die Öffentlichkeit drängenden Frauen“ und „häßliche und hysterische alte Jungfern“, so der „linke“ Schriftsteller Johannes Scherr, trifft auf Louise Aston gänzlich nicht zu. (Scherr, 1848: 58)

Zwei Gedichtbände (*Wilde Rosen*, 1846; *Freischärler-Reminiscenzen*, 1849), drei Romane (*Aus dem Leben einer Frau*, 1847; *Lydia*, 1848; *Revolution und Contrerevolution*, 1849) bilden das schmale Gesamtwerk der Schriftstellerin, die in dem Ruf stand, „den Höhepunkt des damaligen feministischen Radikalismus“ zu verkörpern. (Alker, 1962: 118). Die Literaturhistoriker wissen wenig über sie zu sagen, obwohl ihre Emanzipationswerke zu den aufschlussreichsten Dokumenten der Vormärz-Epoche zählen dürften. Wenn man sie überhaupt in der Literaturgeschichtsschreibung erwähnt, dann meist als „ungescheute Predigerin der freien Liebe“, als „zigarren-rauchende“ Exzentrikerin oder „überspannte

Barrikadenkämpferin“ (Möhrmann, 1977: 141). Man hat sich nicht einmal die Mühe gemacht, eine faktisch „richtige“ Information über ihr Leben zu erstellen. So beschreibt zum Beispiel Heinrich Kurz in seiner „*Geschichte der deutschen Literatur*“ die bei Halberstadt als Tochter des Konsistorialrats Hoche geborene Schriftstellerin als „*sächsische Dichterin*“ und nennt fälschlich das Jahr 1820 als ihr Geburtsdatum. (ebd.). Julian Schmidt, der eine Vorliebe für Ida Hahn-Hahn hat, hält sie in seiner Literaturgeschichte keiner Erwähnung wert, (Vgl. Schmidt, 1856). Bedeutende Literaturhistoriker, wie Prutz, Mayer oder Spiero haben ihr in ihren Literaturgeschichten nicht eine einzige Zeile gewidmet. Adolf Bartels schließlich nennt als ihren Geburtsnamen fälschlich „*Hahn*“ (Bartels, 1924: 359). Dennoch war sie eine der interessantesten, aktivsten und meistdiskutierten Frauen der Vierziger-Jahre des 19. Jahrhunderts. Sie war eine, die „*ihre emanzipatorischen Feder-Bekennnisse in die Praxis umsetzte und während der Revolution selbst auf die Barrikaden stieg, um für die erhoffte Freiheit mitzustritten.*“ (Möhrmann, 1977: 141): Trotzdem geriet sie in Vergessenheit. Es dauerte Generationen, bis man in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts neben anderen Vormärzfrauen auch die Schriftstellerin Louise Aston entdeckte. Dass heute überhaupt noch Material über Louise Astons Wirkungsfeld zur Verfügung steht, ist den Frauenrechtlerinnen Franziska Mathilde Anneke (selbst eine berühmte Achtundvierzigerin, die 1850 mit ihrem Ehemann vor Zuchthausstrafe und Tod nach Amerika floh), Anna Blos (Verfasserin der Schrift „*Frauen der deutschen Revolution 1848*“) und Renate Möhrmann zu verdanken.

Louise Aston kam 1818 in Gröningen bei Halberstadt als Tochter eines Pfarrers, eines Konsistorialrats und Superintendenten Johann Gottfried Hoche und einer enterbten Gräfin, Louise Charlotte, geborene Berning, zur Welt, das heißt, Louises damaliger Nachname war Hoche. Ruth-Esther Geiger nennt sie der damaligen bürgerlichen Vorstellung gemäß „*eine junge Frau aus gutem Hause*“ (Geiger, in *Frauen*, o.J.: 90). Aber das Mädchen hatte das Pech, Eltern zu besitzen, die selber die herrschende Konvenienzehe missachtet und gegen den Willen ihrer sozialen Schichten und ohne jede ökonomische Basis, ihr „*ungleiches*“ Bündnis geschlossen hatten, weswegen sie auch nicht glücklich geworden waren. Die permanente finanzielle Unsicherheit unterminierte die für unzerstörbar gehaltene emotionale Sicherheit. „*Das Hochesche Eheglück*“, so Möhrmann, „*verflüchtigte sich in Anbetracht der beständigen Geldsorgen*“ (Möhrmann, 1977: 142). Als verbindendes Grunderlebnis blieb der Wille, die Tochter vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren.

Louise Aston sollte ein gute Partie machen. Und da ließ es sich gut an, dass der in Magdeburg lebende und 23 Jahre ältere englische Industrielle Aston der kaum Siebzehnjährigen die Heirat anbot. Die Eltern Hoche waren überglücklich – aber Louise Aston rebellierte. Es war gegen ihre Überzeugung, eine Ehe ohne Liebe einzugehen. Sie fühlte sich feilgeboten, denn *„nichts verband die Siebzehnjährige mit dem ältlichen, skrupellosen Geschäftsmann.“* (Möhrmann, 1978: 58). In diesem Augenblick traf quasi der erste Schicksalsschlag das Leben Louises, der sich wie *„der Auftakt zu einer larmoyanten Trivialtragödie“* ausnahm (Möhrmann, 1977: 142). Der Vater geriet durch ihre Weigerung dermaßen in Zorn, dass er – wie auf Befehl eines Theaterdirektors – einen sofortigen Schlaganfall erlitt. (Vgl. ebd.). Als er, gelähmt und nicht mehr fähig zu sprechen, wieder zu Bewusstsein kam, fühlte sich die Tochter moralisch verpflichtet, Lady Aston zu werden. (Vgl. Blos, 1928: 25)

Aus der Pfarrerstochter war sie fast übergangslos zur Fabrikantengattin geworden, womit der erste Teil ihres Lebens, *„die Pfarrhausidylle zu Halberstadt“*, beendet war. *„Die Jungmädchenträume wurden begraben, und Pracht und Wohlleben nahmen ihren Anfang.“* (Möhrmann, 1977: 142). Doch das von den Eltern erhoffte Glück stellte sich nicht ein. Die Gesinnungen und Temperamente der Eheleute Aston waren zu unterschiedlich, um harmonieren zu können. Wie sehr sie diese Konvenienzehe mit dem beträchtlich älteren Fabrikanten als Demütigung empfand – in ihren Worten als *„Schmach“*, als *„Meineid“* und *„Seelenhandel“* -, liest sich aus den Gedichtszeilen ihres Sammelbandes *„Wilde Rosen“*, der 1846 erscheint:

**„Nicht ahnt's der Kranz in meinen Locken,
daß ich dem Tode angetraut;
Nicht ahnen es die Kirchenglocken,
zu läuten einer Grabesbraut,“**

(zitiert nach Ruth-Esther Geiger: 90)

- (...) **Verkauft ein ganzes reiches Leben,
Das seines Werths sich kaum bewußt,
(...) Die sich nach ew'gen Himmeln sehnen,
Die kühn sich unvergänglich wännen,
Verkauften dir ein ew'ges Sein.
Der Priester segnet Schmerz und Thränen,
Es segnet selbst den Meineid ein!**
- (...) **Es tritt auf allen meinen Wegen
Verzweiflung spottend mir entgegen,
Mit irrem Blick, mit wildem Haar;
Verzweiflung sprach den Hochzeitsegen,
Sprach ihren Fluch am Traualter!**

(Louise Aston, *Wilde Rosen 'Berlin, 1846'*, S. 8f. zitiert nach Möhrmann. In: *Die andere Frau*, S. 142).

Bis dahin verlief Louises Schicksal nach dem typischen Muster der konventionellen bürgerlichen Eheglücksvorstellungen, die zu beseitigen viele jungdeutsche Schriftstellerinnen ausgemacht hatten. Diese ihre eigenen diskriminierenden Eheerfahrungen hatten, so Möhrmann, den Anstoß zu ihrem feministischen Selbstbewusstsein gegeben. (Vgl. Möhrmann In: *Emma*, 58. Vgl. Auch Blos, 1966: 146). Ihr Schicksal war wie die große Mehrzahl der Bürgertöchter des 19. Jahrhunderts; sie waren so früh wie nur möglich zur Ehe gedrängt worden, da die Verheiratung der Mädchen eine ökonomische Notwendigkeit war. Die Leidensgeschichte ihrer Ehe hat Louise Aston 1847 in dem Roman *„Aus dem Leben einer Frau“* mehr oder weniger verschlüsselt geschildert. Doch sie vergrub sich nicht in ihrem Unglück und hat ihre Ehejahre nicht im privaten Rückzug verbracht. Als Fabrikantengattin bot sich ihr die Möglichkeit, persönlich Einblick zu nehmen in das Leben des vierten Standes und *„daß sie diese Möglichkeit nicht nur in der üblichen Form von sonn- und festtäglichen Stippvisiten nutzte, sondern als ernsthafte Auseinandersetzung mit der Lage des lohnarbeitenden Volkes“*, verdeutlicht bereits dieser erste, stark autobiographisch gefärbte Roman. (Möhrmann, 1977: 143).

Nach der zweiten Scheidung (sie ließ sich 1838 von ihrem Mann zum ersten Mal scheiden, verheiratete sich 1842 wieder mit ihm, doch die Ehe wurde 1844 wieder aufgelöst) ging sie in den vierziger Jahren als geschiedene Frau nach Berlin. Blos berichtet, *„(...) und voller Begeisterung schloß sie sich hier (in Berlin) den Bestrebungen für Freiheit und Menschenrechte an.“* (Blos, 1966: 146). Dort lebte sie seitdem von ihrer bescheidenen Rente mit ihrer Tochter Jenny (zwei weitere Töchter starben im frühen Kindesalter) und war u.a. mit dem Schriftsteller Rudolf Gottschall befreundet, der ihr seine zwei Liebesdithyramben *„Madonna und Magdalena“* widmete. Hier, in der literarisch belebten Stadt, hoffte sie aber auch, als Schriftstellerin leben und etwas hinzuverdienen zu können.

Louise Aston erscheint als eine der interessantesten Frauengestalten jener gärenden Zeit, die der Revolution von 1848 vorausging. Sie fand sich bald heimisch unter den revolutionären Menschen, auch in der bekannten Gesellschaft der *„Freien“*, einem Klub anarchistischer Intellektueller, die sich in der Weinstube Hippel trafen, ihre Werke und Sozialideen berieten und einige Frauen in ihrer Mitte hatten. Hier lernte sie

Bruno und Edgar Bauer und Max Stirner kennen. Denn zu den Vorstellungen der Freien, die etwas vom Geist der absoluten Kritik eines Stirner umwehte, gehörte die von der *„Emanzipation des Weibes“*, wie sie das französische Vorbild George Sand gelebt und beschrieben hatte. Sie selbst, so Brinker-Gabler, bekennt sich auch zu ihrem Vorbild. (Brinker-Gabler, 1986: 23). Mit klarem Blick erkannte sie die Schäden der menschlichen Gesellschaft und vertiefte sich in das Studium der großen Denker ihres Jahrhunderts. Aus eigener Erfahrung hatte sie erkannt, *„dass die Industrie die Mutter des Proletariats ist, die zugleich den Reichtum und die Armut bringt, den Reichtum für einzelne, welche die Nation repräsentieren, die Armut für die Massen. Sie hat die Armut, die bisher nur in der Knechtschaft Rettung vor dem Hunger fand, zuerst freigegeben und organisiert, so dass sie jetzt als organisierte Macht in die Geschichte tritt.“* (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 130 f.). Als eine der ersten Schriftstellerinnen dieser Ära ließ sie frühsozialistisches Gedankengut in ihre Romane einfließen und erkannte, *„daß auch die ausgedehnteste Wohltätigkeit die Härten der sozialen Gegensätze nicht mildern könnte, daß eine freie gerechte Weltordnung erkämpft werden müßte.“* (ebd., zitiert nach Möhrmann, in Emma, 1978: 58). Sicherlich hat sie auch durch solche Thesen die zornige Aufmerksamkeit der preußischen Behörden herausgefordert.

Doch noch ehe Louise Aston auch nur eine Zeile ihres für die damalige Zeit radikalen Gedankens veröffentlicht hatte, wurde sie bereits als *„staatsgefährliche Person“* aus Berlin ausgewiesen. Sie habe *„Ideen geäußert und wolle sie ins Leben rufen, welche für die bürgerliche Ordnung gefährlich seien“* (Meine Emancipation, 1846: 18), hieß es in der offiziellen Begründung. *„Die Vergehen, die man ihr zur Last legte – es sei nur kurz daran erinnert, daß sie zu dem Zeitpunkt ihrer Ausweisung (März 1846) weder publizistisch noch politisch in Erscheinung getreten war –, lagen sämtlich im Bereich des Persönlich-Intimen. Wie die Oberphilister der Nation herausgefunden hatten, lebte sie im Widerspruch zu den moralischen und religiösen Normsetzungen ihrer Zeit. Sie war geschieden und glaubte nicht an einen persönlichen Gott.“* (Möhrmann, 1977: 145). Eingestandenem Anstoß aber nahm man vor allem an ihrer *„frivolen“* Lebensführung. Diese bestand – außer dem schon erwähnten Griff zur Zigarre – hauptsächlich darin, dass sie sich aus ihrer ehelichen Leibeigenschaft durch Scheidung befreit hatte, nach Berlin übersiedelt war und sich vorzugsweise in einem Kreise revolutionär gesinnter Frauen und Männer aufhielt. So forschte sie nach, wie es zu diesen Behauptungen gekommen war, und erfuhr, dass man sie beschuldigte, *„die*

frivolsten Herrengesellschaften zu besuchen, einen Klub emancipierter Frauen gestiftet zu haben und außerdem nicht an Gott zu glauben.“ (Aston, *Meine Emanzipation*, 1846: 14). Wegen dieses angeblich nicht einwandfreien Lebensstils wurde ihr auch die gerichtlich festgelegte kleine Jahresrente für sich und die Tochter von Samuel Aston verweigert.

Louise Aston aber wollte auf jeden Fall in Berlin bleiben, weil nur dort für sie eine Existenz als alleinstehende Schriftstellerin denkbar war. Sie fühlte sich wohl in „*dem reichen geistigen Leben*“ der preußischen Hauptstadt und brauchte „*zur Erfüllung ihres literarischen Berufes*“ die intellektuelle Anregung, die ihr dort im Kreise liberaler Schriftsteller und Wissenschaftler zuteil wurde. Sie war daher bereit, um ihre Aufenthaltsgenehmigung zu kämpfen. Sie wollte diese Ausweisung auf gar keinen Fall hinnehmen. Als couragierte Person war Aston nicht gewillt, eine solche Ausweisung widerspruchslos zu akzeptieren. Sie bat Minister von Bodelschwingh um eine persönliche Audienz, die sie in ihrer Rechtfertigungsbroschüre, „*getreu dem Gedächtnisse*“ nachgezeichnet hat:

- Minister:** Sie haben sich so frivol und außergewöhnlich benommen, Madame Aston, daß ich mich wundern muß, wie Sie es wagen, gegen Ihre Verweisung zu protestieren.
- Ich:** Ich weiß nicht, was Ew. Excellenz frivol nennen?
- Minister:** Warum stellen Sie Ihrem Glaubensbekenntnis voran, daß Sie nicht an Gott glauben?
- Ich:** Weil ich nicht heuchle, Excellenz!
- Minister:** Man muß Sie an einen kleinen Ort verweisen, wo Sie der Verführung nicht so ausgesetzt sind, um wahrhaft für Ihr Seelenheil zu sorgen.
- Ich:** Aber meiner schriftstellerischen Carriere wegen ist mir der Aufenthalt in Berlin wünschenswert, wo ich stets neue geistige Anregung finde.
- Minister:** In uns'rem Interesse ist es keineswegs, daß Sie Ihre künftigen Schriften, die gewiß so frei wie Ihre Ansichten sind, hier verbreiten.
- Ich:** Nun, Excellenz, wenn sich erst der preußische Staat vor einer Frau fürchtet, dann ist es weit genug mit ihm gekommen!
- Minister:** Ich bin beschäftigt – (ab)“ (*Meine Emanzipation*, 1846: 25 f.)

Interessant war auch, dass man sie nicht, wie erwähnt, aufgrund irgendwelcher kritischer Schriften ausweisen wollte, wie man es im Vormärz mit vielen ihrer männlichen Kollegen tat, sondern man warf ihr vor, dass der Dichter Gottschall ihr seine beiden Liebesgedichte „*Madonna*“ und „*Magdalena*“ gewidmet habe; Gedichte, in denen ähnlich „*antiheliche Liebeskonzepte*“ vertreten würden, wie sie Louise Aston vorlebe, was Möhrmann ganz grotesk findet: „*Denn es ist doch geradezu grotesk, daß der Verfasser der 'Madonna' und 'Magdalena', der in glühenden Worten das Lied der freien Liebe sang und an das Recht der Sünde appellierte, mit seinen Versen keine*

Gefahr für die öffentliche Sittlichkeit bedeutete, wohl aber diejenige, der diese Verse gewidmet waren.“ (Möhrmann, 1977: 146)

Die Ausweisung behielt ihre Gültigkeit. Auch der letzte Versuch, den Louise Aston in dieser Angelegenheit unternahm, ein persönlicher Brief an den König, hatte keinerlei Wirkung. Im April musste sie Berlin verlassen. Der preußische Staat hatte offenbar geglaubt, durch diese Verweisung die Seele von Aston wieder auf den richtigen Weg der Lebensführung zu bringen. Auch aus Hamburg, Leipzig und Breslau, wo sie Fuß zu fassen suchte, wurde sie als „*Staatsgefährliche*“ ausgewiesen. Da sich die preußischen Instanzen ihr verschlossen hatten, wandte sie sich, „*von der äußersten Nothwendigkeit zu diesem Schritte gezwungen*“, (Meine Emancipation, 1846: 5), (...) „*in allerletzter Instanz an das deutsche Volk*“ (ebd., S.34), indem sie den Vorgang ihrer Ausweisung im Ausland veröffentlichte. Es erschien von ihr „*Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung*“, eine Schrift, „*welche die schlagendsten Belege für die Unterdrückung des Weibes von Seiten jeglicher Gewalt aufwies*“ (zitiert nach Möhrmann, 1977: 147) und einen der bedeutendsten Beiträge zur Verteidigung der Frauenrechte leistete. Sie war, so Brinker-Gabler, „*Vertreterin eines Frühfeminismus*“. (1986: 23) „*Wir Frauen*“, heißt es dort, „*wir verlangen jetzt von der neuen Zeit ein neues Recht; nach dem versunkenen Glauben des Mittelalters Antheil an der Freiheit dieses Jahrhunderts; nach der zerissenen Charte des Himmels einen Freiheitsbrief für die Erde!*“ (Aston, Meine Emancipation, 1846: 6 f.). Und weiter heißt es: „*Das Recht der freien Persönlichkeit ist in mir beleidigt; so stehe mir die einzige Schutzwehr der freien Rede zu. Meine Sache spricht für sich selbst, sie ist ihr eigener Advocat, doch ist sie nicht bloß meine Sache. Ihr Interesse ist ein allgemeines (...). Darum übergebe ich diese Blätter dem Publikum, als einen Beitrag zur Charakteristik der neuesten preußischen Gewissensfreiheit, und zur Geschichte der Verweisungen.*“ (ebd., S.8). Zu dem Problem Liebe und Ehe äußert sie sich folgendermaßen:

„*Ich glaube allerdings nicht an die Nothwendigkeit und Heiligkeit der Ehe, weil ich weiß, daß ihr Glück meistens ein erlogenes und erheucheltes ist; daß sie in ihrem Schoße alle Verwerflichkeit und Entartung verbirgt. Ich kann ein Institut nicht billigen, das mit der Anmaßung auftritt, das freie Recht der Persönlichkeit zu heiligen, ihm eine unendliche Weihe zu ertheilen, während nirgends grade das Recht mehr mit Füßen getreten und im Innersten verletzt wird; - ein Institut das mit der höchsten Sittlichkeit prahlt, während es jeder Unsittlichkeit Thor und Thür öffnet; das einen Seelenbund sanktioniren will, während es meistens nur den Seelenhandel sanktionirt*“ (ebd., S. 45).

Zu unrecht wurde sie, wie bereits erwähnt, von Otto von Corvins wohl „*der Apostel der freien Liebe*“ genannt. Sie gesteht auch offen in ihren Gedichten: „*Freiem Lieben, freiem Leben / Hab ich immer mich ergeben, / Freiem Leben, freiem Lieben / Bin ich immer treu geblieben!*“ (Wilde Rosen, S. 26-28 zitiert nach Wimmer, S. 182 f.). Mit ihrer Ansicht: „*In den Institutionen liegt die Unsittlichkeit, nicht in den Menschen*“ (Meine Emancipation, 1846: 47), ist Louise Aston die einzige jungdeutsche Schriftstellerin, die das Ideal der „*wahren Ehe*“ nicht anerkennt und dem Schlagwort von der „*Emancipation des Fleisches*“ huldigt. (Vgl. Gulde, 1931: 59). Und bezüglich ihrer religiösen Einstellung gibt sie kund:

„*Mein Glaubensbekenntniß ist ferner in religiöser Beziehung abweichend von dem officiellen Glauben des Staates (...) Ich habe zwar für meinen Glauben die Autorität keines Religionsstifters anzuführen, aber wohl die Autorität aller Philosophen von Spinoza bis Hegel, mit denen ich gern zusammen verdammt und selig werden will. Ich habe das ganze Bewußtsein der Gegenwart für mich, das mit größerer oder geringerer Klarheit über jenen Glauben hinausdrängt; und gewiß die Überzeugung vieler meiner Richter, welche die Religion nur zu Staatszwecken dressiren. Ich nehme das Recht in Anspruch, auf „meine Façon“ selig zu werden, mich auf meine Art mit dem Weltall zu vermitteln; ein Recht, das den Frauen so gut zusteht wie den Männern. Eine Frau, die ihrer religiösen Privat-Überzeugung wegen, von den Behörden verdammt wird, hat das seltsamste Schicksal, das im neunzehnten Jahrhundert denkbar ist, ein tragisches Schicksal, das nur von einer humoristischen Laune, von einem ironischen Einfall des Weltgeistes herrühren kann (...). Ich richte meine Klage gegen den allgemeinen Geist der Reaktion.“* (Meine Emancipation, 1846: 49 ff.)

Nach diesen Erlebnissen stand es für Louise Aston endgültig fest, dass die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse einer grundlegenden Veränderung bedurften und dass sie daran mitwirken wollte. Sie engagierte sich, so Brinker-Gabler, in der politischen Vormärzbewegung (1986: 23) und begann, publizistisch aktiv zu werden, veröffentlichte ihre erste Gedichtsammlung und gab das revolutionäre Journal „*Der Freischärler*“ heraus. Nach ihrer Berliner Ausweisung ging sie zunächst nach Köpenick, 1847 in die Schweiz und 1848, während der Märzrevolution, wieder zurück nach Berlin, wo sie abermals ausgewiesen wurde (Vgl. Brümmer, 1888: 25 f.) – diesmal auf Grund ihrer im „*Freischärler*“ geäußerten politischen Überzeugungen. Doch genügte es ihr nicht, lediglich mit der Feder zu schreiben. Sie wollte die Ideen, die sie schon in ihren Büchern geäußert hatte, unter Einsatz ihrer ganzen Person verteidigen. „*Aber sie wollte der Sache des Volkes nicht nur mit der Feder und dem Wort dienen und schloss sich deshalb den Berliner Freiwilligen an, die den Schleswig-Holsteinern zu Hilfe zogen*“ (Blos, 1848: 28). Diese allegemeine Vaterlandsliebe hatte damals viele Frauen ergriffen. Sie erhofften sich von der revolutionären Bewegung vor allem Bürgerinnenrechte, gleiche Bildungsmöglichkeiten wie die Männer, das heißt:

das Recht auf Arbeit und Erwerb. Denn die verkündete „*Freiheit für alle*“ war, so Möhrmann, nur „*die Freiheit der Männer*“ gewesen. (Vgl. Möhrmann, 1978: 59).

Louise Aston gehörte wie Mathilde Anneke, Analie von Struwe und Emma Herwegh zu jenen Frauen, die sich aktiv am Revolutionskampf beteiligten. Das Ergebnis war für Aston eine Streifschussverwundung am rechten Arm. Als sie kampfunfähig geworden war, widmete sie sich wieder dem Schreiben und gab am 1. November 1848 eine eigene Zeitschrift unter dem Titel „*Der Freischärler*“ heraus. Doch die ungeschminkten Berichte über den Schleswig–Holstein–Feldzug und die witzig–ironische Darstellung mancher Heeresgrößen – wie etwa die des General Wrangel – erregten das Missfallen der Behörden. Bereits nach der siebten Nummer wurde die Zeitschrift verboten und das war auch der Grund, weshalb sie zum zweiten Mal aus Berlin verwiesen wurde. Die einzige größere Stadt, die ihr noch Schutz bieten konnte, war Bremen, wo eine starke Demokratie eine relativ freiheitliche Verfassung durchgesetzt hatte. Doch konnte sie da nicht lange bleiben. Die Reaktion gewann auch in Bremen die Oberhand. Presse- und Vereinsfreiheit wurden aufgehoben und die radikalen Elemente des Landes verwiesen. So kehrte Louise Aston Deutschland erst einmal den Rücken. Sie ging in das kleine französische Städtchen Trouville, um ihre durch all diese Ereignisse stark mitgenommene Gesundheit wieder in Ordnung zu bringen. Der Rückschlag der Reaktion lähmte sie. Dem Philistertum des Nachmärz hatte sie nichts mehr zu sagen. Nicht nur für sie, für alle Frauen hatte die gescheiterte Revolution besonders fatale Folgen. Ein neues Gesetz verbot ihnen die politische Versammlungsfreiheit. „*An Vereinen, welche bezwecken, politische Gegenstände zu erörtern*“, lautet der Paragraph des im Jahre 1850 herausgegebenen Vereins- und Versammlungsrechts, „*dürfen keine Frauenspersonen teilnehmen.*“ (Vgl. Möhrmann, 1978: 59). Das deutsche Vaterland hatte also keinen Platz mehr für seine patriotischen Frauen.

Im Jahr 1850 verheiratete sich Louise Aston in Bremen mit dem Arzt Eduard Meier; den sie auf dem Schleswig–Holstein Feldzug kennengelernt hatte. Dem Wanderleben blieb sie aber treu. Mit ihrem zweiten Mann zog sie 1855 bis nach Russland, wo er als Oberstabsarzt am Krimkrieg teilnahm. Weitere Stationen waren Polen, Österreich und Ungarn, bevor das Ehepaar – hauptsächlich Louises Gesundheit wegen – im Frühjahr 1871 nach Wangen am Bodensee im Allgäu zog. Dort starb Louise Aston noch im selben Jahr.

Den Roman „*Aus dem Leben einer Frau*“ hat Louise Aston nach ihrem Leben gezeichnet. Unschwer erkennt man in den Gestalten sie selber, manche Persönlichkeit, die mit ihr zu tun hatte und Ereignisse, die sie zu der Zeit miterlebte. „*Im Vordergrund steht allerdings das Werk, das jedoch nur vor dem Hintergrund der Lebensumstände seiner Verfasserin zu verstehen und zu interpretieren ist, wodurch sich die autobiographischen Hinweise rechtfertigen.*“ (Wimmer, 1993: 8). Hier gilt das Interesse der Transformation von persönlich Erlebtem, politischem Engagement und fiktionalisierter Selbstdarstellung, um die es bei Aston größtenteils geht. (Vgl. Hammerstein, 1996: 285-289). In diesem Zusammenhang orientiert man sich an dem Begriff der „Ego-Dokumente“ (Vgl. ebd., S. 286 f. und Jacob Presser, 1958: 208-210), einem Neologismus der neueren – insbesondere niederländischen – Geschichtswissenschaft für Textquellen, in denen sich ein Mensch über sich selbst äußert. „*Per definitionem können Ego-Dokumente dem freien Willen entspringen, wie z.B. Autobiographien, Memoiren, Briefe oder andere Schriften der traditionell eher eng begrenzten Quellengruppen der sogenannten Selbstzeugnisse; (...)*“ (Hammerstein, a.a.O., S. 286). Was kann der Grund dafür sein, dass Louise Aston ihre „Selbstzeugnisse“ publiziert? Laut eines Selbstzitats ist dies wie folgt zu verstehen:

„Eine Frau, die ihre Privat-Angelegenheiten vor das Forum der Öffentlichkeit bringt, muß entweder grenzenlos eitel sein oder von der äußersten Nothwendigkeit zu diesem Schritte gezwungen werden (...). In diesem letzten Falle befinde ich mich.“ (Meine Emancipation, 1846: 5)

Der Roman „*Aus dem Leben einer Frau*“ von Louise Aston enthält diese „Ego-Dokumente“. Er weist zwar den stark autobiographischen Inhalt auf, muss jedoch nur als partiell autobiographischer Roman bezeichnet werden. Er schildert einige Lebensabschnitte einer jungen Frau. Von vielen Forschern wird er sogar als Autobiographie bezeichnet. (Vgl. z.B. Möhrmann, 1978: 58).

Die Pfarrerstochter Johanna muss den hässlichen, älteren, aber wohlhabenden Fabrikanten Oburn heiraten, nicht weil sie ihn liebt, sondern einzig und allein auf den Druck des alten Vaters hin, der einen Schlaganfall erleidet, als die Tochter sich weigert und die Rechte des Herzens geltend machen will. Johanna ist aber während der Ehe nie glücklich. Zur Erholung wird Johanna von ihrem Mann ins Bad (Karlsbad) geschickt, wo sie zwei Männer und die Adelswelt kennengelernt hat. Dem Prinzen C. **, der sich auch im Bad aufhält, gefällt Johanna. Sie ist den Zudringlichkeiten dieses Prinzen

ausgesetzt, der auch vor dem Äußersten nicht zurückschreckt und die junge Frau beinahe vergewaltigt. Ein edler Gegenspieler und Beschützer tritt auf den Plan in der Gestalt des Baron Stein. Dieser spricht leidenschaftlich mit der Heldin über Georg Sands Roman „*Indiana*“ und die „*Entwürdigung des Weibes*“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 74), er wird im Duell vom Prinzen erschossen und hinterlässt Tagebuchaufzeichnungen, die eine geschickte Überleitung zum zweiten, sozialkritischen Teil des Romans bilden.

Nach Steins Tod kehren die Oburns dem eleganten Bad den Rücken. Soziale Sensibilität erwacht in der Heldin angesichts der Ausbeutung, die sie in den Fabriken ihres Mannes mitansieht. Johanna erhält trotz ihres scheinbar so unbekümmert sich dem Genuss hingebenden Lebensstils bald Einblick in die sozialen Verhältnisse, auf denen der Reichtum ihres Mannes beruhte. Oburns Manufaktur wurde ganz nach der „*fortschrittlichen*“ Arbeitsorganisation frühkapitalistischer Ausbeutung geführt, das heißt, nach dem Prinzip der Lohndrückung und der konsequenten Ausnutzung des Überangebots an Arbeitskräften. Sie sah die fortschreitende Verelendung, die den steigenden Reichtum des Produktionsmittelbesitzers bedingte. Ohne das Wissen ihres Mannes gibt sie ihren Schmuck zur Abwendung von Lohnkürzungen her. Als Oburn in finanziellen Schwierigkeiten steckt und ihn nur ein hohes Darlehn des Prinzen C.** retten kann, erwartet er von seiner Frau, dass sie den Prinzen „*willfährig*“ stimme. (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 146). „*Ein kurzes Liebesglück an einen Fremden verschwendet*“ (ebd., S. 152) scheint ihm ein nicht zu großes Opfer, das er seiner Frau zumuten kann, um seine Ehre zu retten. Er versucht, seine Frau zu sexueller Gefälligkeit gegenüber einem eventuellen Geldgeber zu zwingen und degradiert sie damit auf das Niveau eines bloßen Kapitalpostens und unterwirft sie dem Zwang der Gewinnsicherung. Johanna wehrt sich gegen diese „*schimpflich(e) Barbarei*“, wie eine „*Sache*“ verkauft und „*verhandelt*“ zu werden, und befreit sich aus der Verfügungsgewalt des Ehemanns, indem sie Oburn verläßt. (ebd., S. 150 f.). Sie bewahrt dadurch „*ihr besseres Selbst*“ (ebd., S. 154). Frei und unabhängig will sie fortan ihr Leben in die eigenen Hände nehmen. So endet die Geschichte, die Autobiographisches verarbeiten soll.

Dies muss relativiert werden, da nur manche Fakten aus dem Leben der Autorin nachweisbar sind. Auch kann der Roman selbst nicht als Quelle zur Rekonstruktion

ihres Lebens verwendet werden. Daher sollen nun einzelne autobiographische Momente in Abgrenzung zur Romanfiktion aufgezeigt werden.

Im Roman werden die Eltern Johannas als Pfarrer und ehemalige Gräfin eingeführt. Der Tatsache dieser nicht standesgemäßen Ehe einer Adligen mit einem armen Hauslehrer kommt dabei Bedeutung zu, denn die Liebesheirat des standesmäßig ungleichen Paares bringt kein Glück für die beiden, weil es an Wohlstand mangelt. Die Ehe der Eltern ist der Ausgangspunkt und das auslösende Moment für die folgende Handlung, da der Vater aus seiner Erfahrung heraus Johanna die Ehe mit einem reichen Fabrikanten aufzwingen will. Verbindene Elemente zwischen „*Romanvater*“ und „*Realvater*“ sind, dass der Vater bürgerlicher Herkunft war und die Notwendigkeit der Übernahme einer Hauslehrtätigkeit nach dem Studium herrschte. Beide wurden dann Prediger, aber während der Romanvater in dieser Position verhaftet bleibt, machte Louises Vater Karriere und avancierte schließlich zum Konsistorialrat in Halberstadt. (Darüber hinaus war Johann Gottfried Hoche „(...) *nach verschiedenen Seiten hin schriftstellerisch tätig* (...)“ Historische und theologische Schriften bilden sein Oeuvre. In: Hoche, Richard, 1969: 519).

Louise wurde als jüngstes von mindestens vier Kindern geboren. Ihre Heldin Johanna erscheint als einzige Tochter der Pfarrerfamilie. Mit 20 Jahren heiratete Louise den 22 Jahre älteren Dampfmaschinenfabrikanten Samuel Aston. Ihre Heldin ist erst 17, als sie den Tuchfabrikanten Oburn heiraten muss. Beide werden von ihrem Vater dazu gedrängt und sie willigt erst ein, als dieser einen Schlaganfall erleidet. Nur für Wimmer herrscht über die genauen Umstände der Heirat der Autorin Unklarheit. „*Ob der Schlaganfall Fiktion ist, weiß keiner*“ (Wimmer, 1993: 24). Über den Alltag der Astons ist auch nicht viel bekannt, und die Autorin spart ebenso in ihrem Roman die erste Zeit der Ehe Johannas mit Oburn aus. In Karlsbad schließlich trifft der Leser Johanna wieder, und einige ihrer dortigen Erlebnisse zeigen Parallelen zur Realität der Autorin, die Karlsbad auch persönlich kennengelernt hatte. Johanna lebt luxuriös und kostspielig. Louise, wie Gottschall vermerkt, „(...) *wirthschaftete* (...) *genial und übermüthig mit den Schätzen ihres Gatten*“ (Vgl. Von Gottschall, Aus meiner Jugend, a.a.O., 1898: 178). Die Romanheldin wie die Autorin nutzen den materiellen Reichtum ihrer Männer, um sich Genüsse zu verschaffen.

In Karlsbad hat Johanna einen Liebhaber, Louise hatte keinen und wird von Gottschall als „(...) *kokett, aber prüde dabei*“ (Vgl. ebd.) charakterisiert; es ist von Verehrern, nicht von Liebhabern die Rede. Gottschall erwähnt außerdem, Fürst Metternich habe sich für Louise Aston interessiert und die Eheleute auf seine Güter eingeladen (Vgl. von Gottschall, Aus meiner Jugend, a.a.O., 1898: 178). Im Roman taucht aber Fürst Metternich als Bewunderer der Pferde, die Johanna vor ihrem Wagen hat, im Gespräch mit zwei anderen adligen Leuten auf. *„Sie hat vor ihrem Wagen die schönsten Pferde, die ich je gesehen, Pferde, in die der Fürst Metternich gänzlich vernarrt ist, die er als diplomatische Flügelrosse gern vor seinen Triumphwagen spannen möchte. Er bot ihr tausend Dukaten; doch Madame antwortete mit Stolz: ‚Durchlaucht, ich will so gut wie Sie, edle Pferde vor meinem Wagen haben‘“* (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 33). Diese Anekdote aus dem Roman beruht auf einem wirklichen Ereignis. Tatsächlich besuchte Metternich auf seinem Weg nach Teplitz im September 1835 Karlsbad. (Vgl. Eschinger Caricos 1977: 68/69 zitiert nach Wimmer, 1993: 24). Sein Begleiter war Prinz Edmond Moritz of Clary und Adringen. Ob es dieser Prinz war, den Gottschall meinte, als er sich an einen Verehrer von Louise erinnerte, der ein Prinz war, muss ebenso fraglich bleiben wie der Zusammenhang mit dem Prinzen C.** , der im Roman eine wichtige Rolle spielt. Über das Zusammenleben der Eheleute Oburn erhält der Leser im letzten Kapitel des Romans Hinweise, nämlich, dass beide miteinander leben, ohne Gemeinsamkeiten, Glück oder Liebe.

Von einem Kind ist im Roman nicht die Rede. Von der Ehe der Autorin ist nur soviel bekannt, dass es drei Kinder und zwei Scheidungen gab. Bei der letzten war sie 29 Jahre alt, ihre Heldin im Roman 21. Über die Gründe für die historische Scheidung ist man sich in der Forschung nicht einig und spricht meist von Meinungsdivergenzen der Eheleute, wie die Äußerung von Ludwig Fränkel deutlich macht: *„(...) aber die Ansichten der beiden wichen dermaßen voneinander ab, daß die Ehe gelöst, neu geschlossen und bald nochmals geschieden werden mußte.“* (Fränkel, in Allgemeine Deutsche Biographie, 1906: 294). Anna Blos und Renate Möhrmann beziehen die Differenzen auch auf die Berufsausübung von Samuel Aston; auf dessen Ausbeutung der Arbeiter in seiner Fabrik, die Louise nicht akzeptieren konnte. Fast mit dem gleichen Worten bemerken beide, Louise Aston habe durch ihre Ehe Einblicke in die *„(...) Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen (...)“* (Blos, a.a.O., S. 25) gewinnen können, habe *„(...) das grenzenlose Elend des lohnabhängigen Volks (...)“*.

(Möhrmann, 58) mitangesehen und daraus ihre Schlüsse gezogen. Da der heutige Leser, so Fingerhut, bei den Biographen nicht mehr unterscheiden kann, ob der Roman wirklich so genau nach dem Leben erzählt ist oder ob die Lebensbeschreibungen – zumindest teilweise – Rückübertragungen aus dem Roman sind (Fingerhut, 1983: 151), ist es jedoch wahrscheinlich, dass Louise als intelligente, lebens- und erfahrungshungrige junge Frau nach der ersten Phase materiellen Genusses Interesse an der Herkunft des Geldes ihres Mannes verspürte und dessen Fabrik kennenlernte. Aber inwieweit sie dabei in Kontakt mit den Arbeitern kam, kann nicht mehr rekonstruiert werden. Es wäre, so Wimmer, bedenklich, ihre Schilderung der Fabrikverhältnisse nur auf eigene Erfahrungen zurückzuführen, denn sie schrieb den Roman drei Jahre nach ihrer Scheidung zu dem Zeitpunkt, an dem sie mit anderen Autoren in Kontakt getreten war und andere Elendsschilderungen hörte oder las. (Vgl. Wimmer, 1993: 25).

Außerdem ist es noch zu bedenken, dass auch im Roman das menschenverachtende Verhalten Oburns kein direkter Grund für die Scheidung ist. Hier geht es eher um ein Sensationsmotiv, indem der Prinz wieder in das Leben Johannas einbricht und mit Erlaubnis des Ehemannes ihre Würde zerstören soll. Als eine zuverlässigste Quelle für die realen Hintergründe der historischen Scheidung dient natürlich ihre eigene Aussage:

„(...) In früher Jugend mit einem Manne verheirathet, der meinem Herzen fremd, ehe die Ahnung der Liebe in mir lebendig geworden; im Besitz alles äußeren Glücks, in der Mitte der glänzendsten Verhältnisse allein und unglücklich, lernte ich schon früh das moderne Leben in all seinen Konflikten und Widersprüchen kennen, und bald auch den gewaltigsten Gegensatz, der das Herz einer Frau vernichtet, und einmal die sociale Weltordnung aus ihren Angeln zu heben droht, den Gegensatz zwischen Liebe und Ehe, Neigung und Pflicht, Herz und Gewissen (...).“ (Aston, Meine Emancipation (...), a.a.O., S. 11).

Das Zitat zeigt, dass persönliche Motive gegenüber den menschenrechtlichen deutlich überwiegen, d.h. die Unterdrückung, die sie selbst erlebte, war entscheidend, nicht die, welche die anderen – die Arbeiter – erlebten und dass Louise aus dem Zusammenwirken der negativen Umstände heraus von ihrem Mann weggeht, während ihre Heldin im Roman einen äußeren Anlaß hat, aus welchem sie endgültig aus dem Haus geht.

Neben den äußerlichen Gemeinsamkeiten und Unterschieden in Louises und Johannas Leben ist darüber hinaus feststellbar, dass Johanna einen Teil der wirklichen

Persönlichkeitsbildung ihrer Schöpferin darstellt; sie wurde mit den gleichen Konventionen konfrontiert – Konvenienzehe, Ehemann, der sie nicht versteht –, mit den gleichen Vorurteilen gegen die Frau mit Anspruch auf Selbstbestimmung und –entfaltung. Wimmers Meinung, dass der Roman als Ausdruck einer Entwicklungsphase erscheint, die seine Autorin selbst erlebte, bzw. die sie aus der Retrospektive diesem Zeitabschnitt zuordnete, (Wimmer, 1993: 26) lässt sich durch die eigene Aussage bezeugen. Sie bezeichnete das Buch in einem Brief an Julius Campe selbst als „*Quintessenz dieser Erfahrungen*“ (Brief Louise Astons an Julius Campe, Köpenick, den 28.03.1847, 2. Bl., hier Blatt 1, Besitz des Heinrich–Heine–Instituts Düsseldorf, Akz. – Nr. 70.351.) – mit Samuel Aston –, damit als Abrechnung mit ihrer Ehe. Über den persönlichen Bereich hinweg soll der Roman eine Phase zeitgemäßer Erfahrungswirklichkeit sein. So ist auch der Anspruch Louise Astons im Vorwort deutlich markiert: „*Diese Blätter gehören in Dichtung und Wahrheit dem Leben an.*“ (Aus dem Leben einer Frau, S.V)

2.2.2 Madame Oburn: Vermittlerin zwischen Besitzenden und unterdrückter Arbeiterschaft

Nach der Heirat mit Oburn wird Johanna Madame Oburn, eine Fabrikantengattin. Wie beim Fabrikanten lassen sich, so Rarisch, bei der Ehefrau ebenfalls die beiden Grundtypen eines positiven und negativen Charakters unterscheiden. (Vgl. Rarisch, 1977: 79). Als Bewertungsmaßstab zwischen positiv oder negativ nennt Rarisch nicht hausfrauliche Tüchtigkeit der Ehefrau oder Anteilnahme an der beruflichen Tätigkeit ihres Mannes, sondern ihr Verhalten gegenüber Arbeitern oder sonstigen sozial und wirtschaftlich niedriger gestellten, vorwiegend bedürftigen Personen.

In dem Roman wird die besondere Funktion Madame Oburns als Fabrikantenfrau im gemeinsamen Haushalt nicht geschildert, d.h. dieser Typ Ehefrau wird normalerweise, sei es aus Prestigedenken oder dem Stolz, dass eine Fabrikantenfrau es nicht mehr nötig hat, sich auch nur im Haushalt zu betätigen, als nicht arbeitend vorgestellt. Im Haushalt werden ihr alle Arbeiten von den Dienstboten abgenommen. Die entscheidende Aufgabe der Unternehmergegattin liegt aber in ihrer Wohltätigkeit und den Vermittlungs- und Ausgleichsversuchen zwischen den beiden Kontrahenten

Fabrikant und Arbeiter (Vgl. ebd., S. 80), was der Aufgabe Madame Oburns als einer guten Fabrikantengattin entspricht.

Von ihrem Stand her gehört sie zwar zu den bürgerlichen Personen, aber sie lässt sich das Luxusleben nicht gefallen, sondern sie kümmert sich auch um das Wohl der Arbeiter in der Fabrik ihres Mannes. Sie versucht sogar mit ihrem Mann zu verhandeln, als dieser den Arbeitern noch Abzüge machen und Herrn Ehrig, den Buchhalter, der mit seiner Ausbeutung der Arbeiter nicht einverstanden ist, gehen lassen will.

Madame Oburn, tief erregt durch Ehrigs Worte, folgte scharf betrachtend, jeder Bewegung ihres Mannes; erhob sich dann plötzlich, näherte sich ihm leise, legte freundlich ihren Arm auf den seinen, und sprach: „Du thust nicht wohl daran, den Arbeitern Abzüge zu machen; es wird für Dich selbst schlimme Folgen haben; glaube es dem redlichen Ehrig, und laß' es um keinen Preis dahinkommen, daß der treue Mann, der so eifrig für Dein Wohl sorgt, das Haus verlasse!“
(Aus dem Leben einer Frau, S. 123)

(...) „Du hast Verluste gehabt, lieber Oburn? Du kannst deshalb den Leuten nicht geben, worauf sie durch mühsame Arbeit ein Recht sich erworben? Aber warum brauchen wir denn so viel? Laß uns einfach leben! Fort mir dem übermäßigen Aufwande! Die Summen, welche wir dadurch nutzlos vergeuden, könnte die Lage aller Deiner Arbeiter sorgenfrei machen. Hätte ich nur früher von Deinen Verlusten gewußt: ich würde schon längst Einschränkungen im Hause gemacht haben.“ (ebd., S. 124)

In diesem Zusammenhang kann man sagen, dass Madame Oburn Vermittlerin zwischen Besitzenden und unterdrückter Arbeiterschaft ist, gemäß ihres Verhaltens gegenüber den Arbeitern in der Fabrik ihres Mannes.

2.2.2.1 Soziale Wohltätigkeit und Liebe zur Menschheit als Mittel der Selbstverwirklichung

Als Unternehmergattin hat Johanna die Gelegenheit, das Elend und die Ausbeutung der Arbeiter durch den Fabrikherrn Oburn zu betrachten und diese mizuerleben. Von dieser Stelle, wo Johanna Karlsbad den Rücken kehrt, wandelt sich auch der Roman streckenweise in einen reportageähnlichen Bericht, deutlich beeinflusst von der Stilrichtung der Elendspoesie:

„Zwölf Männer aus der arbeitenden Klasse, dem Greisenalter nah, sichtbar abgemagert, mit eingefallenen, hohlen Augen, den Rücken krumm gezogen durch übermäßige Arbeiten, die Hände voller Schwielen, um dem elenden Leib einige Kleiderfetzen hängend, traten langsam, einer nach dem andern, ein.“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 114)

Und sie charakterisieren sich selbst:

„Sonntags ruhten wir uns aus, gingen mit unseren Kindern in die Kirche und dankten dem lieben Gott für die Wohltat der Ruhe, dann ging's in die Schenke; und bei einem Krüge Bier, bei einer Pfeife Tabak vergaßen wir alle Lasten des Lebens. Mehr brauchten wir nicht.“ (ebd., 116)

Der Wochenverdienst der genügsamen Werkmeister beträgt nach täglich sechzehnständiger Arbeit anderthalb Taler. Nach und nach werden ihnen immer mehr Abzüge gemacht. Wöchentlich erhalten die Arbeiter kein „*reiches Einkommen*“ (1847: 120). Das reicht ihnen nicht aus, um ihre Familie zu ernähren und damit satt und glücklich leben zu können:

„Ihr Herren wißt nicht, wie weh der Hunger thut, wie es einem alten Vater fast das Herz bricht, wenn die Kinder, die ihm der Himmel geschenkt, vergeblich nach Brod rufen.“ (ebd., S. 115)

Sie bitten um mehr Lohn für ein menschenwürdiges Leben. Aber Oburn spricht ihnen die Menschenwürde ab, indem er sie seiner reinen Willkür unterwirft und das Abhängigkeitsverhältnis der Arbeiter so skizziert:

„(...) Die sind mir sicher! Grade ihre Armuth fesselt sie an mich! Ich kann ihnen noch weit größere Abzüge machen – sie müssen doch bleiben, und nach meiner Pfeife tanzen.“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 124)

Oburn steht zu seinen „*Kreaturen*“ im unerhörten Verhältnis und lehnt jede Besserung der Arbeiterlage mit der Begründung ab, dass Armut den Arbeiter abhängiger vom Fabrikanten mache. Die Arbeiter erhalten auch Gelegenheit, ihr Elend zu schildern, aber auch den Zusammenhang zwischen Verelendung und wachsendem Reichtum des Fabrikherrn Oburn zu erläutern:

„Mit uns ist's von Jahr zu Jahr schlechter geworden. Unser Herr ward inzwischen ein reicher Mann. Unser saurer Schweiß hat die Fabriken gehoben, und das Geld in seiner Kasse gehäuft.“ (ebd., S. 116)

Die Fabrikarbeiter müssen leiden, während der Besitzer trotz ihres Elends seinen Wohlstand genießt. Der Konflikt zwischen ihnen ist deutlich dargestellt. Obwohl es hier einen edlen Gegenspieler des uneinsichtigen und raffgierigen Fabrikanten gibt, ist es ihm nicht gelungen, den Fabrikanten zur Revision zu beeinflussen. Der Buchhalter, Ehrig, macht sich, ganz in Kategorien patriarchalischer Verantwortung denkend, zum Fürsprecher der Elenden. Als er kein Gehör findet, zieht er die Konsequenzen und kündigt. Dem Fabrikanten wird der sympathische Buchhalter als Kontrastfigur an die

Seite gestellt, der „*nicht länger auf Unkosten der Armut ein gutes Gehalt beziehen*“ will. (ebd., 121). Die Arbeitsniederlegung schadet nur ihm selbst, er kann zwischen Armut und Werkzeug wählen. Er will nicht mitschuldig sein an dieser Ausbeutung. Der Buchhalter erkennt wohl den „*Bruch in der Gesellschaft*“ zwischen „*Besitzenden und Besitzlosen*“, an dessen „*Rand die Revolutionen der Zukunft stehen*“ (ebd., 120 f.), aber trotz des Rückzugs ins Mitleid und seines Appells bleibt ihm keine Möglichkeit, etwas zu unternehmen.

Ähnlich steht es mit Johanna. Zu Beginn hatte sie sich während der ganzen Ehe nie um die Geschäfte ihres Gatten gekümmert, denn „*sein Reichthum überhob sie sogar jeder kleinen Sorge für die Häuslichkeit, der auch Frauen aus den höchsten Ständen sich sonst oft unterziehn.*“ (ebd., S. 122). Tief erregt durch die Lage der Arbeiter versucht sie aber, mit ihrem Mann darüber zu sprechen, dass er lieber den Arbeitern keine Abzüge machen und Ehrig nicht gehen lassen soll. Sie schlägt ihm vor, „*einfach (zu) leben*“, (ebd., S. 124):

„Du hast Verluste gehabt, lieber Oburn? Du kannst deßhalb den Leuten nicht geben, worauf sie durch mühsame Arbeit ein Recht sich erworben? Aber warum brauchen wir denn so viel? (...) Fort mit dem übermäßigen Aufwande! Die Summen, welche wir dadurch nutzlos vergeuden, könnte die Lage aller Deiner Arbeiter sorgenfrei machen. Hätte ich nur früher von Deinen Verlusten gewußt: ich würde schon längst Einschränkungen im Hause gemacht haben.“
(S.124)

Obwohl Oburn die Teilnahme seiner Frau in geschäftlichen Angelegenheiten erfreut, lehnt er ihren Vorschlag ab. Es war erfolglos. Der Appell an Oburn stößt auf taube Ohren:

„(...) Kümmere Dich nicht weiter darum, und sei zufrieden, wenn Deine „kleinen Füßchen auf weichen Teppichen gehen, und die niedlichen, weißen Hände nicht durch Arbeit ihre Schönheit einbüßen.“ (S. 125)

Beleidigt durch diese Worte, gibt sie ihren Schmuck ohne das Wissen ihres Mannes zur Abwendung von Lohnkürzungen her, damit wenigstens für den kommenden Winter die größte Not gelindert wird. Sie hat erkannt, dass die Summe nicht lange ausreichen wird, dennoch hegt sie die Hoffnung, dass ihr Gatte bis dahin im Stande ist, die Lage der Arbeiter für immer besser zu gestalten. Außerdem entlässt sie Köchin, Stubenmädchen, Bediente und Kutscher und übernimmt selbst jede häusliche Beschäftigung. Von früh bis spät sorgt sie bereitwillig für die Bedürfnisse und

Bequemlichkeiten ihres Mannes und findet immer noch Zeit genug, die Fabriken zu besuchen:

„Ihr natürliches, richtiges Gefühl sagte ihr, daß freundlicher Zuspruch und menschliche Behandlung diesen Leuten noch nöthiger sei, als die Erhöhung ihres Lohnes. Deßhalb sprach sie freundlich mit allen, erkundigte sich nach den Familien und half nach Kräften, wenn sie von einer Krankheit oder einem Unfall hörte. Die Arbeiter, die sie bisher als die Ursache ihres gesteigerten Drucks angesehen hatten, beteten sie jetzt an.“ (S. 128)

Ihre Wohltätigkeit besänftigt die Unruhe unter der Belegschaft, obwohl die Arbeiter vorher mit Streik drohten:

„Sehen Sie unsere morschen, ausgemergelten Knochen – woher soll uns die Kraft kommen, Tag für Tag sechzehn Stunden zu arbeiten? Wir wollen daher alle einstimmig unsern Herrn bitten, uns wieder unseren früheren Lohn auszuzahlen. Sonst arbeiten wir alle nicht mehr! Noth kennt kein Gebot! Kommt keine Hülfe von oben, so müssen wir uns selbst helfen!“ (S. 117)

Während Johanna alles zugunsten der Arbeiter unternimmt, wiegt sich Oburn wegen ihrer Hilfe für die Arbeiter in dem falschen Bewusstsein, dass Druck das „*Lebenselement*“ des Volkes sei. Von den Gedanken der Menschenrechte, „*einer blutigen Association des Hasses und des Krieges*“, ist er weit entfernt:

„Er sah, daß die Arbeiter sich beruhigten, ohne die geheime Ursache zu kennen. Darüber triumphirte er: Sehen Sie, Herr Ehrig! die Leute sind, ohne Lohnerhöhung, doch geblieben! O ich weiß sie zu beurtheilen; ich verstehe, sie zu behandeln! Das Volk muß gedrückt sein (...) Wenn es erst anfängt, frei aufzuathmen, dann ist es um den Wohlstand der Fabrikherrn geschehn!“ (S. 134)

Bezüglich ihrer Wohltätigkeit zeigt Johanna in ihrer spontanen Maßnahme philanthropisches Engagement, das selbst für die Frühsozialisten zum Vorbild wird, wie beispielsweise die Theorien von Karl Grün und Wilhelm Wolff belegen. Sie starteten kurzfristig Hilfsmaßnahmen für Bedürftige. (Vgl. Wimmer, 1993: 35). Außerdem kommt dieses Motiv der sozialen Wohltätigkeit nicht selten in den zeitgenössischen Fabrikenroman vor. Johannas Verhalten entspricht dem der Fabrikantentochter Pauline in L. Ottos „*Schloß und Fabrik*“. Dasselbe Motiv ist in den Formen der tatsächlichen politisch- und gesellschaftlichen Partizipation von Frauen in der Revolution 1848/49 zu finden. „*Konzepte und Vorstellungen über gesellschaftliche Wirkungsmöglichkeiten von Frauen*“ sind auf die Erfahrung der Wohltätigkeitstat zurückzuführen. (Rumpel-Nienstedt: „*Thäterinnen der Liebe*“, 206). So entsteht auch durch das System der persönlichen Besuche eine direkte soziale Beziehung zwischen Betreuten und Betreuerinnen. (Vgl. ebd.: 208). Amalie Sieveking, die 1832 in

Hamburg den „weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege“ gegründet hatte, formulierte wie folgt; ihrer Ansicht nach veränderte sich das Verhältnis zwischen den Gebern und den Empfängern der Hilfe; dieses sei nicht mehr „(...) *das vornehme Verhältnis des Patrons zu seinen Klienten; es nimmt, möchte ich sagen, etwas von dem mütterlichen Charakter an.*“ (Sieveking, 1850: 87 zitiert nach ebd.)

In diesem Zusammenhang heißt es, dass sich diese Frauen dort draußen als „*Thäterinnen der Liebe*“, (Rumpel-Nienstedt, a.a.O., 210) befanden bzw. bewährten. Sie verwirklichten ihre praktische Liebestätigkeit durch ihre „*Mütterlichkeit*“. Wohltätigsein hieß für sie auch eine Art „*soziale Mutterschaft*“ zu übernehmen. (Lipp, 1985: 85). Nicht nur die bürgerlichen Frauen, sondern auch Frauen im Herrscherhaus konnten sich dem Ideal der bürgerlichen Familie nicht entziehen. „*Genauso wie eine Mutter für das Wohlergehen ihrer Familie zu sorgen hatte, gehörte es im frühen 19. Jahrhundert zu den Pflichten der Königinnen und Prinzessinnen, mittels ihres wohlthätigen Engagements für das Allgemeinwohl zu sorgen.*“ (Rumpel-Niensiedt, 213). Als Beispiel wird dort Königin Katharine von Württemberg (1788-1819) genannt. Sie war in den Augen ihrer Zeitgenossen „*ganz Gattin, ganz Mutter, ganz Landes-Mutter*“ und wurde verehrt, weil sie für „*Andere und für alles Gute (...)*“ lebte. (Roth, zitiert nach Rumpel - Nienstedt, ebd.). Sie gründete 1816 den „*Allgemeinen Wohltätigkeitsverein*“ und war wie ihre Mutter eine württembergische Prinzessin und spätere Kaiserin von Russland. Ihre Großmutter Dorothe war eine Nichte Friedrichs des Großen und ihre Schwester, die Großherzogin Maria Pawlowna von Sachsen-Weimar, Initiatorin zahlreicher anderer wohlthätiger Vereine und Anstalten. Es kam zu der Tradition, dass sowohl Frauen im Mittelstand, als auch jene höheren Stände ihre Liebe zu anderen in Form der Wohltätigkeit immer weiter kultivierten und irgendwelchen Bedürftigen nach Kräften halfen. Zu solchen Frauen passt die Bezeichnung „*Thäterinnen der Liebe*“ sehr gut.

Darüber hinaus kam der Arbeit in der Wohltätigkeit noch eine gewisse emanzipatorische Funktion zu, da den Frauen der bewusste Einsatz bestimmter weiblicher Fähigkeiten wie Mütterlichkeit und Fürsorglichkeit zugleich einen Weg in die politische Öffentlichkeit bahnte. Die Vereinstätigkeit, d.h. die Wohltätigkeitsarbeit macht deutlich, was diese Form organisierter „*Mütterlichkeit*“ für die Emanzipation der Frauen im 19. Jahrhundert bedeutete. (Vgl. Stoehr, In: Hause, 1983: 221 – 249).

Das, was die Frauen unternommen haben, wird als spezifisch weibliche Fähigkeit von „Hüterin“ und „Stifterin“ angesehen. Frauen wollten zeigen, „*daß Frauen andere, aber für die bürgerliche Gesellschaft ebenso wichtige Fähigkeiten besaßen wie Männer*“, (Rumpel-Neinstedt, a.a.O.: 218), indem sie auf ihre Weise zum Gemeinwohl beitragen. Es gibt, beeinflusst von den Gedanken der Menschenliebe, aber auch Frauen, die nicht wie die in Wohltätigkeitsvereinen organisierten Frauen effektive Leistungen erbringen, sondern die „*im Stillen*“ wohlthätig waren. Zu diesen gehört auch Johanna, da sich Johannas Hilfsaktionen für die Arbeiter auf persönliche Wohltätigkeiten beschränken.

Das ausbeuterische Verhalten ihres Mannes erzeugt zunächst diese spontanen Mitleidshandlungen der jungen Frau, und dann bewirkt es, indem sie selbst handelt und den Arbeitern hilft, einen Bewusstwerdungsprozess.

Auch Johanna kennt durch ihre Wohltätigkeit den Wert der Liebe. Ihre Tat und Haltung gegenüber den Arbeitern zählt ebenfalls zur Kategorie der „*Thäterinnen der Liebe*“. Sie glaubt hier außerdem noch an ein „*Evangelium der Liebe*“. Sie pflegt den Besitzenden zu predigen, dass sie „*die unveräußerlichen Menschenrechte*“ anerkennen sollen, „*in einer Association des Friedens und der Liebe, ehe sie euch (den Besitzenden) proklamiert werden, von einer blutigen Association des Hasses und des Krieges*“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 133 f.). Erkannt hat sie auch am Ende, dass sie noch eine Gewalt nicht hat besiegen können:

„*die mächtiger war als Rang und Geld und Freiheit; die im Hintergrund zurückgedrängt, bald siegesgewiß auftrat, ein Gestirn, das ihr Leben beherrschte von jetzt ab, eine Kraft, welche in ureigner, angestammter Heiligkeit die Formen zerbrach, die das Gesetz und die Sitte der Menschen geheiligt – d i e L i e b e.*“ (ebd., S. 154 f.).

Liebe, also die Kraft der Humanität zur Lösung der sozialen Frage, ist ihr das wichtigste Element für die Menschen, um friedlich miteinander zu leben. Ihre Wohltätigkeit und die dadurch erworbene Liebe zur Menschheit erweckt in ihr das Bewusstsein und das Selbstwertgefühl.

Wichtig ist, dass in der Reflexion der Heldin über die Wohltätigkeit innerhalb ihrer eigenen Perspektive hinausgegangen wird. Sie geht einen Schritt weiter:

„Ihr richtiger Takt gab ihr das Bewußtsein, das die tiefsten Denker dieses Jahrhunderts erkannt, und in kühnen Problemen wissenschaftlich ausgearbeitet, das Bewußtsein, daß in der Wohltätigkeit selbst, und mag sie mit noch so viel christlicher Liebe prunken, eine Erniedrigung liege für die Bedürftigen, deren ewige Menschenrechte zu einem Gegenstand frommer Herablassung herabgewürdigt würden, zu einem Gnadengeschenk, das eine aus dem Katechismus geschöpfte Sittlichkeit mit den andern zugleich sich selbst macht!“ (ebd., S. 128 f.)

Soziales Bewusstsein kommt hier zum Ausdruck. Johanna kritisiert scharf die zweckhafte Wohltätigkeit, die das eigene Seelenheil in den Vordergrund des Interesses stellt. Dieses Erkenntnis der Wohltätigkeit trägt zu ihrem Selbstbewusstsein bei. Dieses allein und ihr Selbstwertgefühl begründet jedoch noch nicht die endgültige Scheidung von Oburn. Das Gefühl, sich „*durch die Zumuthung ihres Gatten entehrt, in dem innersten Kern ihres Wesens verletzt*“ zu fühlen, mag ihr Grund sein, sich für immer von ihm zu verabschieden, da dieser, um seinen drohenden gesellschaftlichen Ruin abzuwenden, sie „*wie eine Sache*“ verkaufen und „*wie (sein) Eigentum verhandeln*“ wird.

Sie will noch nicht an seine „*schimpfliche Barbarei*“ glauben, bis er es resistiert:

„Es ist mein Ernst; ich bin entschlossen. Gerade an diesem Opfer will ich Deine Liebe erkennen! Es bleibt dabei!“ (ebd., S. 151)

Das Opfer, das seine Frau bringen sollte, ein kurzes Liebesglück an einen Fremden verschwendet, eine Nacht untreu sein, scheint ihm dagegen klein. Der Prinz kann mit Erlaubnis des Ehemannes ihre Würde zerstören, wogegen sie sich aber wehrt:

„Du hast kein Recht, über meine Liebe und meine Ehre zu bestimmen. Ich werde die heiligsten Rechte meines Herzens und Lebens wahren – dies ist die Stelle, die uns auf ewig trennen muß.“ (ebd., S. 151)

Die vollständige Entfremdung lässt sie nicht einen Augenblick länger mit ihm unter demselben Dach verweilen, weil er sich des Rechtes auf ihre Liebe unwert gemacht hat; eine Liebe, die gerade jetzt im Unglück ihm treu zur Seite stehen sollte. Es ist ihr klar, dass von Pflichten zwischen ihr und ihrem Gatten nicht mehr die Rede sein kann. Ohne von ihm Abschied zu nehmen, verlässt sie ihn, als Protest gegen ihre eigene Erniedrigung zur mit Geld erkauften Puppe und Repräsentationsfigur degradiert worden zu sein. (Vgl. Fingerhut, 1983: 159). Ihre Weigerung und ihr Entschluß, Oburn zu verlassen, scheinen sich allerdings hier, so Wimmer, „*auf einer höheren Bewußtseinstufe*“ zu vollziehen. (Wimmer, a.a.O., S. 12).

Durch ihre Wohltätigkeit, durch ihre Liebe zur Menschheit erworbenes Selbstwertgefühl und die von ihrem Mann verletzte Würde wird ihr die Verwirklichung als selbständige Person möglich. Sie trifft als selbständig denkende Frau den wichtigen und für die Gesellschaft im 19. Jahrhundert ungewöhnlichen Entschluss, sich von ihrem Mann zu trennen, nachdem sie die doppelte Entwürdigung des Menschen, des Arbeiters und ihrer Selbst als Ehefrau durch ihren Mann erleidet. So bleibt ihr Entschluß:

„Sie rettete die Heiligkeit der Ehe, indem sie dieselbe zerriß“ (ebd., S. 154).

2.2.2.2 Gleichheitsideen zur Weiblichkeit im Roman

Bevorzugtes Thema der Kritik jener Zeit ist in diesem Roman die Gesellschaft. Kritisiert wird der Adel, personifiziert durch den Prinzen C.**, sowie die Karlsbader Gäste und das Besitzbürgertum, personifiziert durch die Geschäftstüchtigkeit des Fabrikanten Oburn. Davon abzusetzen ist das Proletariat, wie es als Arbeiterschaft Oburns erscheint, das genauso Opfer ist wie die Frau, personifiziert durch die Heldin Johanna. Johanna ist am Romananfang eine unschuldige und unmündige Frau, die sowohl im väterlichen Haus als auch im Haus ihres Ehemanns dem Mann untertan ist. Gemäß seiner rechtlichen Stellung als Vormund über Frau und Kind in der patriachalischen Kleinfamilie will Johannas Vater trotz des Widerspruchs seiner Tochter seinem „Geschöpf“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 13) seinen Willen aufzwingen.

„So wagst Du, mit mir zu sprechen, thörichtes Kind? Bist Du nicht mein Geschöpf? Ist nicht mein Wille Dir Gesetz? Du mußt ihm gehorchen; denn ich bin Herr über Dich! Es bleibt dabei: heute Abend wirst Du dem Herrn Oburn ehlich angetraut! Ich will es und befehle es!“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 13).

Aus väterlicher Erfahrung soll die Tochter, Johanna, es besser haben. Eine Geldheirat soll sie für immer von finanziellen Sorgen befreien. Ihre Abwehr, „*Aber ich – ich will es nicht! So weit gehen die Rechte eines Vaters nicht, einer flüchtigen Laune die Jugend, ja das ganze Leben eines Kindes zu opfern. Hier hört der Gehorsam auf, und mir allein gebührt die Entscheidung*“ (ebd., S.13), ist ihr nicht gelungen, denn „*seine eigene gesellschaftliche Macht- und Erfolglosigkeit sucht er durch den Machtanspruch im Haus zu kompensieren, sein Geltungsstreben soll hier verwirklicht werden.*“ (Wimmer, 1993: 28) Die Gier nach Geld und Ansehen, sowie die

Unterdrückung der Familie büßt er schließlich mit dem Nervenanschlag. Der Frauenroman stellt nach Schieths Fazit die Familie von innen dar. Der häusliche Kosmos wird bis ins Kleinste ausgeleuchtet, seine Konstellationen subtil und ausführlich beschrieben, da hiervon der Ausgang des Romans abhängt. (Vgl. Schieth, 1987: 220 f.). Das Zentrum dieser kleinen Welt ist der Vater, dessen Schatten auch dann noch auf den Lebensweg der Heldin fällt, wenn diese längst das Elternhaus verlassen hat. (ebd., 220). Der Vater bestimmt das Verhalten und den Wunsch der Tochter, deren Aufgabe im Wesentlichen darin besteht, Familientraditionen weiterzuleben.

Auch die Mutter Johanna bleibt die ganze Zeit über passiv und dabei stark von ihrer Rolle als duldsame und gehorsame Hausfrau, die dem Mann untertan ist, beeinflusst. Hinter dem Rücken ihres Mannes verschwindet sie vollständig. Dies entspricht auch dem Inhalt des § 184 des Allgemeinen Landrechts von 1794: „*Der Mann ist das Haupt der ehelichen Gesellschaft; und sein Entschluß giebt in gemeinschaftlichen Angelegenheiten den Ausschlag.*“ (Dülmen 1988: 72; zitiert nach Wimmer, S. 28).

Aus den Händen des Vaters in die des Ehemannes übergehend, wechselt Johanna nur „den Herrn“ und vertauscht das alte „Gefängnis“ gegen ein neues. (Vgl. Sand, 1984: 40; zitiert nach Wiedemann, 1999: 131). Präsentiert wird Johanna allerdings weiter als Opfer männlicher Gewalt. Von ihrem Mann, einem Fabrikbesitzer in reiferen Jahren, wird sie zum Bad geschickt. Den Grund dafür sieht Schieth in der Motivation der Ehegatten, ihre Gattinnen zum Bad zu schicken, denn die sommerlichen Badeaufenthalte werden nach Schieth dazu benutzt, „*getrennte Wege zu gehen*“ und Badebekanntschaften zu machen: „*In den Badeorten, wo die gesellschaftlichen Unterschiede weniger deutlich zu Tage traten, wohin gerade auch diejenigen reisten, die zu Hause keine Gelegenheit hatten, am Leben des Adels und des Großbürgertums teilzunehmen, machten viele Frauen von der Möglichkeit, einen adeligen Liebhaber kennenzulernen, Gebrauch.*“ (Schieth, 1987: 215)

Viele Frauen lassen sich von der Faszination der großen Welt blenden, wie Adele Schopenhauer ihrem Tagebuch anvertraut:

„Die jetzt hier anwesenden Fürsten, als der Großfürst Michael, der schönen Fürstin Galizin, deren Anstand mir aber nicht zusagt, macht Regen und Sonnenschein. Das alles auf dem Ball. Ich sah mit Wohlgefallen die schöne, bunte Welt, aber es war mir fast, als wäre ich tot, ich kannte

niemand, tanzte nur mit Werthers, nachher nicht mehr und fürchtete mich auch, da zu tanzen (...) Die meisten gingen, auch wir, um zehn Uhr. Der ganze Weg war von Posthof bis Karlsbad erleuchtet. Die Fete war höchst brillant und interessierte mich ungemein. Doch ich gehöre nicht zu diesen Fürstinzirkeln, ich bin dort deplatziert, ich war mit der Mutter gewiß die einzig Bürgerliche, alles war Fürst oder wenigstens Graf.“ (Schopenhauer, 1909: 89; zitiert nach Schieth, S. 215)

Genau das entspricht dem Willen Oburns, weshalb er seine Frau ins Bad geschickt hat. Sie soll seine Repräsentantin in der Pracht der oberen Gesellschaft sein und auch „*allgemeines Aufsehen bei den Männern machen*“. (Aus dem Leben einer Frau, S. 62). So lautet sein Brief an seine Frau Johanna:

„Mir ist das recht! Sehen doch die Leute daraus, daß ich einen guten Geschmack habe. Meine Frau muß bemerkt werden; das verlange ich, denn ich bin ein reicher Mann.“ (ebd.: 62)

Zum typischen Fabrikantensyndrom gehören Prachtliebe und niederträchtige Denkart. So liegt auch Oburn viel daran, seinen Wohlstand zur Schau zu stellen. Dies betrifft sowohl seine Ausstattung und Einrichtung als auch seine Frau. Auch sie hat er „*gekauft*“ und stellt sie zur Schau. Aber dass Johanna im Bad einen Liebhaber hat, will Oburn nicht:

„Daß Du mein Vertrauen nicht täuschest; das ich, in Betreff Deines Umgangs mit den Männern in Dich setze, weiß ich sehr gut; denn ich kenne ja Deine platonische Liebe, von der ich nichts verstehe und nichts verstehen will, weil sie dummes Zeug ist.“ (ebd.)

Oburn hat sich tatsächlich nicht getäuscht. Obwohl Johanna von den Männern bewundert wird und im Mittelpunkt des Interesses steht, bleibt sie ihrem ungeliebten Gatten jedoch treu, da die Ehe als solche für sie eine hohe ethische Verpflichtung bedeutet:

„Sie (Johanna) war immer wahr gewesen. Ohne daß sie ihren Mann liebte, hielt sie die Ehe nicht für heilig, daß sie aus ihren Erlebnissen ihm nie ein Geheimniß machte.“ (ebd., S. 96)

Trotz ihrer Zuneigung zum Baron Stein, mit dem sie sich gut versteht und trotz des reizvollen Verführers wie Prinz C. **, der die junge Frau zu verführen versucht und beinahe vergewaltigt, bleibt sie ihrem Mann treu.

Der Verführer in Karlsbad übt allerdings noch einmal männliche Gewalt aus. Dieses Mal äußert sich diese Gewalt physisch, „*als Vorfall derber sexueller Belästigung*“, (Wiedermann, 1999: 137). Louise Aston beschreibt den Verführer, der nachts Johanna in ihrem Schlafgemach überfallen will, ganz stilgerecht:

„Es war der Prinz C.“, in ein feines, etwas phantastisches Negligee gekleidet. Leichte mit Gold gestickte Stiefel von weißem Sammet machten sein Auftreten fast unhörbar. Weite, orientalische Beinkleider von rosenrother Seide, und ein faltiger kurzer Rock von dem selben Stoff bildeten die übrige Bekleidung. Ein weißer, schöner Männerhals, von dichtem schwarzen Bart beschattet, stieg aus dem zurückgeschlagenen Battist – Hemdkragen hervor, und machte der Weiße einer schöngeformten Hand, an der es von werthvollen Steinen blitzte, den Preis streitig.“ (ebd., S. 89)

Solche Verführerfigur hat, so Schieth, ihren widersprüchlichen Charakter zwischen Schein und Sein: Die Macht des Verführers, in Form seiner Attraktivität wird zunächst an seiner äußeren Erscheinung ersichtlich, die meist schön dargestellt wird und Einfluss und Luxus repräsentiert. Der Charakter des Verführers ist dann ein Widerspruch zum äußeren Erscheinungsbild und folgt damit der Tradition religiöser Satansbeschreibungen (Vgl. Schieth, a.a.O., S. 208 f.): Der Prinz hat die Vermieterin bestochen, so dass sie ihm den Weg zum Schlafzimmer Johanna's geöffnet hat. Während seiner schrecklichen Tat wird er vom Baron Stein erwischt und sie duellieren sich. Baron Stein fällt auf dem Platz.

Am Ende will der Prinz Johanna auch nicht in Ruhe lassen: Er möchte sie endlich „kaufen“. Johanna muss erkennen, dass ihr Mann aus Finanznot mit dem Prinz gemeinsame Sache macht und bereit ist, sie zu verkaufen. Hier taucht die männliche Gewalt wieder in die Rolle der gesellschaftsbeherrschenden Gesinnung auf und hat somit auch strukturellen Charakter: Um einen drohenden gesellschaftlichen Ruin abzuwenden, versucht der Fabrikant, seine Frau zur Prostitution mit dem Prinzen, einem eventuellen Geldgeber, zu zwingen. Er degradiert sie damit auf das Niveau eines bloßen Kapitalpostens und unterwirft sie dem Zwang der Gewinnsicherung.

Verglichen mit diesen männlichen Gegenspielern findet Johanna die Stärkung ihres Selbstbewusstseins und die Befriedigung ihres Kommunikations- und Interaktionsbedürfnisses zeitweilig in Baron Stein, der ihr nichtnormkonformes Verhalten in der Gesellschaft als wider die „(...) Heuchelei einer in sich zerfallenen Gesellschaft“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 81) lobt. Im Bad haben sie Gelegenheit, sich zu unterhalten. Von der gleichen Idee der Emanzipation der Frau werden sie durch „Indiana“, einen George-Sands-Roman verbunden. Die „Prophetenstimme eines George Sand“ wird dabei mehrfach in den Text eingebracht. (Aston; zitiert nach Möhrmann, 1978: 65 f.).

Als Lektürestoff Johannas spielt der Roman eine zentrale Rolle und wird in der Handlung zum Medium einer doppelten Erkenntnis. Das gilt zuerst für Johanna selbst: Ihr offenbart sich durch diesen Roman ihre eigene Unfreiheit, da sie „*in dem Geschick der ‚Indiana‘ das Walten derselben Mächte (erkennt), die ihre Gegenwart beherrsch(en) und mehr noch; ihrer Zukunft verhängnisvoll zu werden droh(en).*“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 68). Indem Indiana zum Gesprächsstoff zwischen Johanna und dem liberalen Baron Stein wird, transportiert er als eine Art Symboltext die Hoffnung beider Geschlechter auf ein neues Selbstverständnis der Frau.

Außerdem dient der Teil des Tagebuchs vom Baron Stein als Propagierung der emanzipatorischen Ideen von Frauen. In Steins Tagebuchaufzeichnungen entfaltet die Erzählerin ihre Vorstellung von Frauenemanzipation, Liebe und Leben:

„Doch die Zeit der alten, germanischen Frauen ist vorübergegangen, wie die Zeit der Madonnen. Jede Zeit hat ihr eigenes Recht. Nicht in der Entsagung, sondern in der liebenden Hingabe finden wir die edle Weiblichkeit.“ (Aus dem Leben einer Frau, 1846: 107)

Die Erzählerin, die sich unschwer als Stimme der Autorin erkennen lässt, erteilt hier dem Entsagungsmythos bzw. der Entsagungsmode eine klare Absage und damit auch dem bürgerlichen Frauenbild einer opfernden, duldsamen, anpassungsfähigen, sanften und treuen Frau. „*Eine reflektierende Zeit (...) kann keinen Respekt mehr haben vor paradiesischer Unschuld und Bewußtlosigkeit, die nur einem naiven Zeitalter eigen ist*“ (ebd., S. 107), das heißt, das Ideal eines unschuldigen, unwissenden Frauenbildes ist nach wie vor aktuell.

Im Roman fordert Louise Aston, dass die Frau am Zeitgeschehen teilnehmen soll, weil, wie im Roman argumentiert wird, die Zeit selbst es verlangt und weil, so Wimmer, jede „*Unschuld*“, „*Gedankenarmut*“ (ebd., S. 107 f.) in einer Zeit beschleunigter Entwicklung – auf industriellem wie ideologischem Gebiet - „*eine affectirte Prüderie*“ (ebd., S. 108) darstellt. (Wimmer, 1993: 39). Die Prüderie lehnt sie durch ihren eigenen Lebensstil ab. Ihre Warnung dagegen gilt der Prostitution:

„Prostitution aber ist die Hingabe der Liebe, in oder außer der Ehe, ist das Wegwerfen der eigenen Persönlichkeit! Diese hoch zu halten, diese nur gegen den Preis der Liebe hinzugeben (...) – das ist in unserer Zeit des Weibes einzige Unschuld und Sittlichkeit.“ (ebd., S. 108)

Wie Ida Hahn-Hahn, Fanny Lewald u.a. tut Louise Aston alles für das Ziel der Entfaltung der weiblichen Persönlichkeit, für das es zu kämpfen gilt. Das Leben in der

unglücklichen Beziehung, die Unterdrückung der Frau in einer erzwungenen Ehe, die Demütigungen durch die Männerwelt, die Unterordnung der Frau durch die Gesellschaft, die das Patriarchat fordert, beschränken ihre Persönlichkeit. Die Erzählerin spielt hier darauf an, dass die Frau in demütigenden Verhältnissen ohne Liebe lebt und es ihr gleichgültig ist, ob dies in – oder außerhalb der Ehe geschieht, womit sie die eigene Persönlichkeit wegwirft und sich prostituiert. Die Erzählerin fordert die Leserinnen und damit die Frauen ihrer Zeit auf, für ein freies Leben zu kämpfen und nicht zuzulassen, dass ihre Persönlichkeit zerstört wird, um auszuleben, was das Gefühl von ihnen verlangt.

Darüber hinaus formuliert Stein im Tagebuch, wie erwähnt, die Bedingungen für die Befreiung der Frau aus der „*modernsten Knechtschaft*“ (ebd., S. 74). Indem Aston hier die männliche und die damit in der Zeit dominante Perspektive wählt, gelingt es ihr, auf die andere Dimension der Frauenemanzipation hinzuweisen, d.h. die Männer sind notwendigerweise an dieser beteiligt, sofern sie bereit sind, die herrschenden Weiblichkeitsbilder einer gründlichen Revision zu unterziehen, so dass die Frau ihre unabhängige Identität entwickeln kann. Stein fordert, so Wiedemann, seine Geschlechtsgenossen in diesem Sinne auf, sich von der Obsession der „Jungfräulichkeit“ zu befreien, da sie nur zu „*affecteder Prüderie*“ führe. (Vgl. Wiedemann, 1993: 138 f.). So kann man sagen, dass Aston mit der Stimme dieses liberalen Tagebuchschreibers für die Frau das Recht auf volle sexuelle Handlungsfreiheit fordert.

Am Ende des Romans hat sich Johanna ihre Würde bewahrt. Durch den Ausbruch aus der Ehe ist der Weg offen für sie, ein neuer und selbstständiger Mensch zu werden. Als mündige Frau kann sie ein neues Leben beginnen, indem sie der männlichen Autorität in Gestalt des Vaters und des Ehemanns entgeht und eigenständig handelt. Der Weg zu dieser Befreiung führt über verschiedene Lebensstationen und endet in lebenslänglicher Unabhängigkeit. Die von Stein idealisierte, überhöhte Frau, die „*(...) gnadenreiche Madonna in ihrer Glorie, eine fleischgewordene Offenbarung der ewigen Schönheit (...)*“ (ebd., S. 109) muss erfahren, dass ihre Schönheit einen Wert für den Markt bedeutet. Sie erscheint überwiegend als Opfer des Machtanspruchs auf Glück und Liebe. Jedoch scheitert sie an dem für sie unüberwindbaren „*Gottesurteil*“, also dem Nervenanschlag des Vaters.

In der Diskussion mit dem Vater wird gegen die bürgerlich-patriarchalische Auffassung vom „*Naturberuf der Frau*“ als Hausfrau und Mutter noch nicht verstoßen, da Johanna bei ihrer Weigerung, Oburn zu heiraten, nicht etwa eine Emanzipation in Form der Erwerbstätigkeit im Kopf hat, sondern nur argumentiert, schon einen Geliebten zu haben, d.h. eine „*Emanzipation des Herzens*“ erstrebt. (Vgl. Möhrmann, 1977: 60-140). Vom Vater verkauft, von ihrem Mann, einem Rohling, erbeutet, von der Gesellschaft erniedrigt wie ein Stück Vieh, macht sie die Erfahrung, dass sie zum Objekt degradiert wird. Sie hat das Gefühl, dass niemand sie zu verstehen versucht bzw. liebt. Ihren Liebesmangel versucht sie in Karlsbad auszugleichen, doch entsagt sie dem Geliebten, weil sie ihre Gefühle nicht offen, sondern heimlich zeigen muss. Es geht hier nach Wimmer nicht um Tugend, sondern um Stolz, den sie in dieser Phase ihres Lebens gelernt hat. So ist es nicht die Entsagung einer opferfreudigen Heldin, die auch Stein ablehnt, sondern Ausdruck einer sich bildenden Persönlichkeit. Sie lehnt das sexuelle Denken der Männer ab, und so ist ihr Liebesideal mehr der platonischen Liebe zugeneigt als der freien Sexualität. (Vgl. Wimmer, 1993: 40). Als sie zum Sexobjekt des Prinzen zu werden droht, spricht sie: „*O, Sie profanieren die heilige Liebe (...) Sie lieben die flüchtigen jungen Reize meines Körpers; und darin liegt die Schmach und Entwürdigung für mich.*“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 57)

Als Johanna Baron Stein getroffen hat, wird ihr Selbstbewusstsein gestärkt aber sein Tod bewirkt, dass sie ihre Lebenstüchtigkeit verliert. Erst das Erlebnis mit dem Elend der Arbeiter weckt sie aus der Teilnahmslosigkeit. Es weckt den Lebenstrieb, da Johannas Gefühl sich gegen Ungerechtigkeiten auflehnt. So setzt sie ihre Hilfe für die Arbeiter in Gang, aber sie hilft ihnen nur, wenn sie es tun kann, d.h. solange es sich mit ihrem persönlichen Leben verträgt. Ihr soziales Verantwortungsbewusstsein endet, wo ihr Stolz und ihre Würde verletzt werden. Die Forderung ihres Ehemannes überschreitet die Grenzen ihrer duldsamen Akzeptanz, deswegen tritt alles dahinter zurück, was sie für die Arbeiter gemacht hat. In diesem Zusammenhang kann man sagen, dass ihr soziales Interesse nicht auf gesichertem Fundament beruht, da sie sich über die Zukunft der von ihr entlassenen Hausangestellten auch keine Gedanken macht (als sie erfährt, dass Oburns Fabrik vor der Pleite steht, entlässt sie die Angestellten, die im Haus arbeiten). Es war vielmehr eine Station zur Ich-Werdung, zur Selbständigkeit der Heldin. Es bedarf nur noch der weiteren Tat, also der Besiegelung des Bruches mit dem Ehemann und seiner Vorstellung von Ehre.

„Sie rettete ihr besseres Selbst vor der brutalen Gewalt, die sich in hundert Gestalten gegen sie verschwor! Sie rettete die Heiligkeit der Ehe, in dem sie dieselbe zerriß.“ (ebd., S. 154)

Das entspricht unerwarteterweise der Bewertung der Ehe. In ihrer Verteidigungsschrift heißt es nämlich:

„(...) Ich glaube allerdings nicht an die Nothwendigkeit und Heiligkeit der Ehe, weil ich weiß, daß ihr Glück meistens ein erlogenes und erheucheltes ist; daß sie in ihrem Schoße alle Verwerflichkeit und Entartung verbirgt.“ (ebd., S. 45)

So bietet Louise Aston ihrer Hauptfigur Johanna Oburn eine von der Menschenliebe gegründete neue Existenz jenseits der Ehe.

Zusammengefasst heißt das, dass der Roman den Weg der Heldin zur Befreiung aus der patriarchalischen Herrschaftsstruktur markiert, die mit der Kritik an der am Verständnis mangelnden und lieblosen bürgerlichen Pfarrerrfamilie beginnt und mit dem Ausbruch aus der Konvenienzehe endet. Die Erzählerin klagt die brutale Gewalt an, mit der Frauen als Statusobjekte und Besitz betrachtet werden. Man kann sagen, dass der Roman außerdem die Stationen weiblicher Emanzipation beschreibt. Von dem sie bevormundenden Vaterhaus wurde sie mit einem Mann verheiratet. Nach dem Geschehen in Karlsbad hat sie sich aber emanzipatorisch entwickelt. Indem die innere und äußere Veränderung eines Menschen im Vordergrund steht, lassen sich Züge des Entwicklungsromans feststellen.

In episodenhaften Kapiteln dargestellt, steht der Lebensausschnitt der Heldin im Vordergrund, so dass sich hier die anderen Themen, wie beispielsweise die soziale Frage, unterordnen. Man kann also mit Wimmer sagen, dass „*Aus dem Leben einer Frau*“ als Emanzipationsroman mit gesellschaftskritischer und sozialer Tendenz zu bezeichnen ist. (Wimmer, a.a.O., S. 43)

2.2.3 Madame Oburn in der Rolle einer Heiligen

Aufgrund Johannas Haltung gegenüber dem Elend der Arbeiterschaft spricht Fingerhut davon, dass sie „in die Rolle der Heiligen Elisabeth“ schlüpft. (Fingerhut, 1983: 153). Eine Heilige heißt nach Dudendefinition „jemand, der sein Leben für den Glauben hingegeben oder die christlichen Tugenden heroisch gelebt hat und deshalb von den Gläubigen verehrt und um Fürbitte bei Gott angerufen werden darf“ oder ein „sehr frommer, tugendhafter Mensch“ (Drosdowski, 1983: 1556 f.). Solche

Charaktereigenschaften besitzt auch Johanna, denn ihre Rolle als Wohltäterin entspricht der tugendhaften Eigenschaft eines Engels und sie wird in Bezug auf ihre selbstbewusste und sozialistisch orientierte Haltung gegenüber der verletzten Würde der Menschen verehrt. Sie wird einerseits als heiliger Engel und andererseits als „Sozialistin“ dargestellt.

Die Autorin legt auf die Erscheinung, also auf die bildhafte Gestaltung ihrer Protagonistin als „Engel“, besonderen Wert. Bei der Hochzeit erscheint sie beispielsweise als „(...) bleiches Engelbild, ein Mädchen mit dem höchsten Liebreiz geschmückt, voll Harmonie und Ebenmaaß. Ein echter Madonnenkopf mit unaussprechlich schönen Augen (...)“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 21). Hier ist das „(...) biedermeierliche Grundsymbol des Engels (...)“ aufgegriffen, die Beschreibung ist mythisch, dem Weltlichen abgewandt. (Sengle, 1972: 1032). Eines der beliebtesten Motive der künstlerischen Darstellung der Frau in der biedermeierlichen Epoche ist die Frau als ein Engel oder eine Göttin. (Vgl. Westhoff-Krummacher, 1996: 18).

Das Wunschbild der biedermeierlichen Frauen nach Götter-Gleichheit ist beispielsweise im Gemälde möglich (Vgl. ebd.). Der Grund dafür, warum eine Frau „engelsgleich“ sein soll, erläutert Westhoff-Krummacher, dass „unschuldig, tugendhaft und asexuell zu sein und zu bleiben, war schon deshalb geboten, weil es die einzige Möglichkeit der Selbstaufwertung war.“ (ebd.: 310). So heißt es dort auch: „Die als naturgegeben gedachte menschliche Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechts wegen der Schuld am Sündenfall und des weiblichen Fleischwesens im Gegensatz zum männlichen Geistwesen – konnte nur durch Unschuld, durch Profilierung in Tugendhaftigkeit etwas ausgeglichen werden“ (ebd.), das heißt, eine Profilierung auf dem Felde der Tugend ließe dann auch den Aufstieg zum „Engel“, zur „Heiligen“ und zur „Madonna“ zu. Bei der Ausübung der ehelichen Pflichten degradiert sich die Frau deswegen durch absolute Liebe, unumschränkten Verzicht, durch Abtretung aller Rechte und Besitztümer (wie im Fall der enterbten Gräfin, der Mutter von Louise Aston bzw. der von Johanna), sowie durch „Unterwerfung“ und Aufgabe der Ich-Identität. Nur durch diese waren Reinheit und Unschuld wiederzuerlangen.

Unschuld ist auch die Eigenschaft eines Engels. Dargestellt wird diese naturhafte Reinheit durch die Blumenmetaphorik, durch den erhöhenden Bildbereich, mit dem Johanna schon zu Beginn des Romans in Verbindung gebracht wird. Johanna spricht zu ihrem Vater:

„(...) Du hast mich so oft Deine holde Blume genannt! O laß' mich hier fortblühen ungestört bei Dir, und wachsen und werden, was der innere Trieb gebietet. Dort (bei Oburn) muß ich verwelken, verdorren – ich fühl's – dort ist meine Heimat nicht.“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 5)

Nach der Hochzeit dann ruht „(...) *das Haupt der Tochter (...) an dem eingefallenen Busen der Matrone, wie eine geknickte Blume an dem mütterlichen Erdreich (...)*.“ (Aus dem Leben einer Frau, S. 28). Auch hier im Roman wird außer dem Bildbereich der Blume der Bildbereich des Engels, der im Verlauf des Romans immer wieder mit Johanna verknüpft wird, gedeutet wie „*Madonnenantlitz*“ (ebd., S. 90), „*engelsschön*“ (S. 46). Das Bild des Engels entspricht außerdem ihrer Funktion als Engel gegenüber anderen Figuren des Romans, zum Beispiel gegenüber Stein „(...) *Solche Erlösung haben sie mir gebracht; solche Erlösung werden sie noch Vielen bringen.*“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 81). Stein stilisiert Johanna zu einem Engel.

Der Kontrast in der Heiratsszene ist der künftige Ehemann. Oburn ist als alter, verlebter Mann gezeichnet, „(...) *ein Mann von 50 Jahren, klein und fett, mit einem würdevollen Hängebauch, einem vollen, aufgedunsenen, dunkelrothen Gesicht, mit einer unförmlichen, großen Nase (...)*.“ (Aus dem Leben einer Frau, S. 20).

Die Reihe von Beschreibung seines Aussehen macht Oburn zu einer lächerlichen Figur bzw. Karikatur: Er ist ein „*Meisterwerk der Natur*“ (ebd.: 21). Außerdem wird er auch durch Tiermetaphern wie „*Raubvogel*“ (ebd.: 19), „*thierisches Grinsen*“ (ebd.: 21) dämonisiert. Das heißt, dass sein Erscheinungsbild und sein Charakter hier völlig übereinstimmen. Johanna und Oburn sind in der Hochzeitsszene als antagonistisch „*ungleiches Hochzeitspaar*“ – im Sinne eines Gut-Böse-Klischees – gezeichnet. Johanna verkörpert das edle Wesen, Oburn den unsympathischen alten Unternehmer. Aber wenig später wird eine Figur eingeführt, die zuerst nicht unangenehm erscheint, sondern sich erst durch ihr aufdringliches Verhalten und dann durch ihren Vergewaltigungsversuch alle Sympathien verspielt. Diese Figur ist Prinz C**. Sein

Erscheinungsbild ist zunächst positiv: „Zu jener Zeit war der Prinz C** ein verführerischer Mann, mit einem schönen Kopf (...)“ (S. 53). Nicht sein Aussehen ist schematisiert im Sinne von schön, gleich, gut, hässlich, gleich, böse, sondern sein Verhalten.

Johanna wird dagegen sowohl als äußerlich wunderschön sowie innerlich edel präsentiert. Das Bild des Engels entspricht nicht nur ihrer Erscheinung, sondern auch ihrer Wohltat gegenüber den Arbeitern ihres Mannes Oburn, denen sie durch ihre Spende und ihr Mitgefühl ein menschliches Weiterleben ermöglicht. „So wird sie für die Arbeiter zum rettenden Engel, (...)“, (Wimmer, 1993: 41). Sie erscheint als der rettende Engel, dessen Funktion es ist, das Elend und das Leid der Menschheit zu mildern:

„Die bärtigen Gesichter glänzten vor Freude, wenn sie (Johanna) in die Arbeitssäle trat; und von dem Widerschein dieser Freude wurde selbst das sonst undurchdringlich ernste Gesicht des Buchhalters verklärt, der seine Herrinn auf diesen Gängen zu begleiten pflegt!“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 128)

Mit ihrer Milde und Menschlichkeit verbreitet sie überall in der Fabrik Segen. Sie ist diejenige, deren Wohltätigkeit die Unruhe unter den Arbeitern besänftigen kann. Sie steht im Mittelpunkt und bleibt die Hoffnung aller Arbeiter, so wie Gott die Hoffnung der Menschheit bleibt.

Ihre Wohltat bedeutet aber auch ihre Akzeptanz der sozialistischen Besitzverhältnisse zwischen den Besitzenden und den Bedürftigen: Als Folge der Besitzverhältnisse gibt es die Spaltung der Gesellschaft in Reiche und Arme, und zwar „(...) *Reichthum für Einzelne, welche die Nation repräsentiren; die Armuth für die Massen* (...)“ (S. 130. f). Wenn es Besitzende gibt, muss es auch welche geben, die weniger oder kaum etwas besitzen und auf die Gnade der anderen Menschen angewiesen sind. Johanna hat dabei das neue Bewusstsein entwickelt, dass „in der Wohltätigkeit selbst, und mag sie mit noch so viel christlicher Liebe prunken, eine Erniedrigung liege für die Bedürftigen, deren ewige Menschenrechte zu einem Gegenstand frommer Herablassung herabgewürdigt würden, (...)“ (ebd.: 128 f.).

Auch in der Wohltat erkennt man im Hinblick auf die Besitzverhältnisse die Unvereinbarkeit zwischen zwei Gruppen von Menschen: die Besitzenden und die

Bedürftigen, also in diesem Zusammenhang die Fabrikanten und die Arbeiter, bei der die letzteren den ersten untertan sind. Die Menschenrechte der Arbeiter werden zum eigenen Nutzen der Wohltäter herabgewürdigt, das heißt, sie werden zum Gegenstand der Wohltätigkeit für die eigene Güte der Wohltäter ausgenutzt. Johanna glaubt aber an das Recht, dass alle Menschen, sowohl die Reichen als auch die Armen, gleich behandelt werden müssen; und vor allem daran, dass die Arbeiter auch menschlich zu behandeln sind. Die Menschenwürde der Arbeiter darf nicht ignoriert werden und alle Menschen sollen gleich gut behandelt werden.

„Ihr natürliches, richtiges Gefühl sagte ihr, daß freundlicher Zuspruch und menschliche Behandlung diesen Leuten noch nöthiger sei, als die Erhöhung ihres Lohnes (...).“ (S. 128)

Ihre Tat stimmt mit diesem „*richtigen*“ Gefühl überein. Sie behandelt und spricht gleich freundlich mit allen. Sie legt viel Wert auf die menschliche Behandlung anderer, weil sie das Menschenrecht der anderen anerkennt. Sie befindet sich in beinahe derselben Situation wie die unterdrückten Arbeiter, da ihre Würde verletzt wird: Oburn will sie „*verkaufen, wie eine Sache wie (sein) Eigenthum verhandeln!*“ (ebd.: 150 f.) Daher kennt sie das Gefühl unterdrückt und entwürdigt zu werden, gut. Auch wenn Johanna keine menschliche Würde zukommt, schenkt sie den Arbeitern doch menschliche Behandlung, weil sie deren Wert kennt und sich danach sehnt.

Sie hat letztendlich als Vertreterin der Arbeiter das getan, was sie und andere Unterdrückte längst hätten tun sollen: Sie verlässt Oburn, ehe er sie prostituieren kann und „*rettet die Heiligkeit der Ehe, indem sie dieselbe zerriß!*“ (Aus dem Leben einer Frau, 1847: 154). Die vorbildliche Idee verbirgt sich in ihrer Tat: Wie Johanna sollen auch die Arbeiter von sich aus ihre Lage zu verändern suchen. Auf jeden Fall sind die Arbeiter in ihrer proletarischen Stellung verhaftet, aber sie können wenigstens etwas zur Besserung ihrer Lage unternehmen. Johanna bleibt auch ihrer bürgerlichen Stellung verhaftet, weil sie ideell wertet und eine Verbesserung der Lage der Arbeiter außerdem von ihrer Schicht kommend sieht. Die Arbeiter sieht sie als Opfer, die allein gelassen sind und der Hilfe bedürfen. Auch durch Einsicht der Besitzenden soll geholfen werden und das Bewusstsein der Besitzenden soll durch die soziale Theorie geweckt werden.

„Die kleinen Geldtyrannen, welche auf ihr Erbe so stolz sind, wie die Herren von Gottes Gnaden auf das ihre, und einen Despotismus *en miniature* ausüben, werden, wenn sie nicht freiwillig

abstehen von so quälendem *régime*, eine Revolution hervorrufen, welche den ganzen Bau der Gesellschaft zusammenschüttelt (...).“ Aus dem Leben einer Frau, 1847: 133)

Aus diesem Zitat ist es aber auch zu erschließen, dass Johanna keine gesellschaftliche Veränderung will, weil sie sich als eine Frau aus der bürgerlichen Gesellschaft fest mit ihrem Besitzstand verbunden fühlt. Der Gedanke, der dahinter steckt, ist wahrscheinlich die Angst, dass ihr Besitz durch die latente Revolution verschwinden wird.

Doch ist sich Johanna der Problematik der Arbeiter bewusst und tendiert durch ihre Wohltätigkeit dazu, die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen zu verringern. Darüber hinaus hofft sie noch darauf, einen Bewusstseinsprozess bei den Besitzenden in Gang zu setzen, damit diese zu einer Annäherung der Klassen führt. Am Schluss zeigt sich die Schutzlosigkeit der Arbeiterklasse als Auswirkung der Industrialisierung. Die Romanhandlung bleibt konsequent und in der Zeichnung der Personen glaubhaft. Oburn bleibt der unsympathische Fabrikant, die Lage der Arbeiter wird am Ende nicht verbessert, sie werden im letzten Kapitel nicht einmal erwähnt. Die Zeitgenossen sollen dadurch angeregt werden, sich des Problems der Mitmenschen bewusst zu werden und an dessen Lösung helfend mitzuwirken.

Johanna erscheint durch ihre tugendhafte Wohltätigkeit und ihre engelhafte Gestalt sowohl als Heilige wie auch als Sozialistin, die sich um das Wohl der Arbeiter und deren Probleme sorgt und hofft, dass sich die beiden Parteien –Arbeiter und Arbeitgeber- besinnen und die Grundrechte der Menschen anerkennen. Im Vergleich zu ihr wird Oburn gemäß seines Verhaltens scheußlich dargestellt. Er ist darüber hinaus als Kapitalist ein Gegenspieler von Johanna, die dem Sozialismus den Vorzug gibt.

Kapitel III

Schlussfolgerung

Basierend auf dem Leben Hahn-Hahns und Astons entstanden ihre „autobiographischen“ Romane, das bedeutet, Romane mit autobiographischen Bezügen. Wie diese beiden präsentierten manche Autoren mit Absicht sich selbst und das eigene Leben. Sie erzählen dem Leser von ihrer Persönlichkeit, ihren Erlebnissen, Memoiren und Erinnerungen, usw. Daraus entstand die als „Memoiren“, „Autobiographie“ oder „Erinnerungen“ bezeichnete Gattung „erzählerische Autobiographie“, obwohl vor allem ein zu enges Verhältnis der Autobiographie als literarischer Gattung mit ihrer Abgrenzung gegenüber Memoiren und Erinnerungen den Blick auf die Vielfalt und Eigenart dieser Werke verstellte (vgl. Wedel, 1988: S. 154). Für den Leser ist es weniger aufwändig, wenn er sich mit einer Autobiographie beschäftigt, sofort die beobachtbare psychologische, biographische und gesellschaftliche Lage des Autors in dem Werk zu finden. Darüber hinaus wird in einer Autobiographie nach der gängigen literarischen Definition die „Entfaltung der individuellen Persönlichkeit von ihr selbst“ (ebd., S. 154) beschrieben, was den allmählich selbständiger gewordenen, schreibenden Autobiographinnen ähnelt, die zur Feder griffen.

Wie die Situation der Autobiographien verfassenden Frauen war, lässt sich nach Wedel so erklären: „Wir wissen bisher wenig über das Ausmaß und den Charakter autobiographischen Schreibens von Frauen und noch viel weniger darüber, wer die Leser waren und welche Wirkung dieses Schreiben hatte.“ (ebd., S. 154). „Von den Autobiographinnen, die im 19. Jahrhundert geboren wurden, sind inzwischen über 600 bekannt.“ (ebd.: S. 154). Dazu behauptet Wedel in „Rekonstruktionen des eigenen Lebens, Autobiographien von Frauen im 19. Jahrhundert“ (1988), dass vermutlich aber noch weit mehr Autobiographien von Frauen zum Druck gelangten und die Dunkelziffer der nicht publizierten Manuskripte, die im Laufe der Zeit vernichtet wurden oder die vergessen in Schubladen und auf Dachböden ruhen, beträchtlich sein mag. Im Laufe der Zeit lässt sich beobachten, dass zunehmend Frauen, die seit Mitte des 18. Jahrhunderts geboren wurden, in ihrem späteren Leben eine autobiographische Schrift verfassten. Autobiographisches Schreiben entwickelte sich parallel mit der historischen Entwicklung der gesellschaftlichen Stellung der

Frauen und ihres Selbstbewusstseins. Jedoch blieben viele Werke von vielen Autorinnen unbekannt, denn wenige Autorinnen veröffentlichten ihre Werke zu ihren Lebzeiten, und auch nur dann, wenn literarische Bestrebungen sie beherrschten oder wenn sie Schriftstellerin von Beruf waren, wie z.B. Bettina von Arnim, Fanny Lewald, u.a.

Nicht immer erschienen von Schriftstellerinnen reine Autobiographien, „(...) *in manchen Fällen wird der Leser (sie) sogar für einen Roman halten*“ (Wedel, 1988: S. 155). Es sind vielmehr autobiographische Romane mit autobiographischen Bezügen. Man muss aber auch akzeptieren, dass wahrscheinlich nicht das Ganze des Romans mit der Realität übereinstimmt, sondern der Roman als partielle Autobiographie bezeichnet werden kann. Hier sind an manchen Stellen Fiktives und erfundene Elemente festzustellen. Der „*autobiographische*“ Roman kann deswegen nicht gänzlich als Quelle für Studien der Autobiographie eines Autors dienen.

Bezüglich des Mittels der Selbstverwirklichung beider Hauptfiguren ist schließlich zu betonen, dass beide Wege der Protagonistinnen dem eigenen Vorteil für die Hauptfiguren dienen. Beide nutzen die anderen ohne Absicht als Mittel zum Zweck. Faustine braucht Liebe und Anerkennung der Reihe nach von Graf Obernau, Andlau und Mengen, und zwar so lange, bis sie den höchsten Punkt der Genialität erreicht hat. Findet sie ihn nicht, sucht sie weiter in der Religion, bei Gott. Als sie keine Befriedigung und Vollkommenheit im Leben findet, dient ihr das Christentum als Weg zum Ziel. Als sie aber auch dort bei Gott ihr Ziel nicht erreicht, bricht sie zusammen.

Genau wie Faustine benutzt auch Johanna andere Personen für ihre Selbstverwirklichung, da sie ohne Baron Stein niemals auf die emanzipatorische Idee und ihr Mitgefühl mit dem Elend der Arbeiter gekommen wäre und sich niemals als ein unabhängiges Selbst verwirklicht hätte. Während Faustine ihr Ziel lebenslänglich bis zu ihrem Tod gesucht hat, hat Johanna es gefunden. Sie findet sich und der Leser sie am Ende als eine nicht bevormundete, von der Tradition der Ehe befreite, moralisch im Bezug auf die Liebe an andere Menschen und auf die Hilfsaktion für die Bedürftigen, integere, selbständige Frau.

In diesem Zusammenhang kann man sagen, dass beide Hauptfiguren im Mittelpunkt des eigenen Interesses stehen und die Menschen anziehen, die sich in ihrer Umgebung befinden, die ihnen als Selbstverwirklichungselemente dienen und die sie verbrauchen. Andere wiederum benützen sie nur als Konstellationsfigur. Durch diese „*egozentrischen*“ Methoden entstehen unterschiedliche Ergebnisse. Die eine Protagonistin hat das Ziel vergebens gesucht und die andere wird im Verlauf der Handlung „*automatisch*“ zur mündigen und sozialbewussten Frau.

Es gibt jedoch Unterschiede bezüglich der Mittel zur Selbstverwirklichung. Faustine benutzt ihre Beziehungen zu Männern, um ihr inneres Bedürfnis und ihre Sehnsucht nach Befriedigung zu erfüllen. Dies bleibt natürlich nur ihr vorbehalten, da es niemand anderes reflektiert, egal was Faustine erleben muss. Das ist der Versuch der eigenen Reflexion und es geht um Faustines eigenen Genuss. Man kann ihre Persönlichkeit durch ihre Herkunft erklären, warum sie sich nur für sich selbst und ihre eigene innere Welt interessiert. Als begüterte Aristokratin lebt sie ohne Sorge um die wirtschaftlichen Probleme. Sie kennt kein Elend, keine harten Zeiten im Leben. Deshalb sind ihr die sozialen Fragen gleichgültig.

Bei Johanna ist es anders. Indem sie ihre Wohltätigkeit den Arbeitern gegenüber als Mittel zur eigenen Selbstverwirklichung benutzt, wirkt ihre Wohltat als Güte auf die Arbeiter zurück, d.h. die Arbeiter fühlen sich nicht verbraucht und ausgebeutet. Die Arbeiter werden nicht nur durch die Wohltätigkeit Johannas benutzt, sondern sie bekommen etwas Gutes zurück. Johanna fängt an, ihre eigene Partizipation am sozialistischen Geschehen wahrzunehmen, während Faustine noch bis ans Ende des Romans mit ihren eigenen Problemen und sich selbst beschäftigt ist.

Während Faustine in Dialogen deutlich die Gleichberechtigung der Frauen verlangt, äußert sich Johanna nicht explizit darüber, außer in den Gesprächen mit Baron Stein über Sands „*Indiana*“. Darüber hinaus handelt Johanna aber konkreter im Bezug auf die Gleichberechtigung der Frau. Indem sie ihren Mann verlässt, protestiert sie für ihr Recht als Mensch, nicht als zu verkaufende Ware unterdrückt und ausgenutzt zu werden. Sie entschließt sich, ihrer gesellschaftlich zugewiesenen Rolle zu entfliehen.

Faustine verlässt ihren Mann Mengen ebenfalls; aber aus einem anderen Grund als Johanna. Ihre Würde wird von niemandem verletzt und sie möchte auch gegen

niemanden protestieren, aber sie tut es aus einem inneren Drang nach Befriedigung. Sie ist sich daher ihres Rechts bewusst, dass auch eine Frau es vermag, Wege zu ihrer eigenen Befriedigung zu finden. Man kann sagen, dass beide Frauen von ihren Männern die Gleichberechtigung und die Anerkennung der Frauenrechte fordern. Außerdem verlangt Johanna weit mehr Partizipation der Frauen am gesellschaftlichen Geschehen; versinnbildlicht durch ihre beispielhafte Tat, den Arbeitern unter die Arme zu greifen.

Insofern Frauen wie Ida Hahn-Hahn und Louise Aston Schriftstellerinnen von Beruf sind, bedeutet das, dass die schreibenden Frauen ebenso literarische Fähigkeiten besitzen wie die männlichen Schriftsteller, sodass sie im literarischen Wirkungsfeld arbeiten können, was ihnen ermöglicht, von den Männern finanziell unabhängig zu werden, sofern sie literarischen und finanziellen Erfolg haben.

So schreibt Karin Tebben in der Einleitung ihres Sammelbandes *Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert*. (Tebben, 1998: 9):
 „Um aus dem Berufswunsch eine wirtschaftliche Existenzgrundlage werden zu lassen, bedurfte es des finanziellen Gewinns, der Erfolg zur Voraussetzung hat. Erfolg aber bedeutet Anerkennung. Insofern impliziert eine Geschichte der Berufsschriftstellerin immer auch eine Geschichte des weiblichen Selbstbewusstseins.“

Beide Schriftstellerinnen berühren sich gemäß ihrer Lebensführung und mancher Zielvorstellungen der weiblichen Emanzipation mit Georg Sand und werden als ihre Nachfolgerinnen, als „die deutsche Georg Sand“ verehrt. Sie haben aber unterschiedlich auf die Probleme und Tendenzen ihrer Epoche reagiert. Was sie verbindet ist die Tatsache, dass sie sich nicht in eine poetische Schreibkammer zurückzogen, sondern mitten im „Spannungsfeld der Zeit standen und Stellung zu den konkreten Fragen ihrer Gegenwart nahmen.“ (Möhrmann, 1977: 1). Beide lehnten wie die Jungdeutschen den Status quo Metternichscher Provenienz ab. Nur zeitlich betrachtet fällt die literarische Produktion Ida Hahn-Hahns vor ihrer Konversion mit den Werken einer Gruppe von Schriftstellern zusammen, die unter der Bezeichnung „Junges Deutschland“ bekannt sind. Jungdeutsche Werke erschienen von circa 1833-48; der erste Roman erschien 1838. Was Hahn-Hahn von dieser Gruppe aber von vorneherein unterscheidet, ist ihre bewusst aristokratische Einstellung. Denn die jungdeutsche literarische Bewegung, die im Zusammenhang mit den Forderungen der

französischen Revolution von 1830 gesehen werden muss, ist von demokratischer Grundhaltung, aus der heraus sie gegen die absolute Monarchie, die starre Ordnung des Feudalstaates und gegen die Geburtsvorrechte ankämpft.

Zu den Jungdeutschen gehört Hahn-Hahn „*als Aristokratin vom Wirbel bis zur Sohle*“ (Kienzl, 1920) jedoch nicht. Äußerlich bewegt sie sich in der abgeschlossenen aristokratischen Umwelt, die ihr ihre gesellschaftliche Stellung zuweist, in der man sich den Tendenzen demokratischer Welterneuerung aber gegenüber ablehnend verhält. Und ihr Innenleben erfüllen nicht zeitgemäße politische, soziale oder wirtschaftliche Fragen sondern „*in geistiger Beziehung lebt sie in einer abgehobenen Welt der Empfindung, der Phantasie, des Herzens.*“ (Guntli, 1931: 9).

Im Gegensatz zu Hahn-Hahn tendiert Aston zu den Jungdeutschen. Sie ist mit dem Schlagwort verbunden, mit dem man das Wollen der Jungdeutschen charakterisiert; nämlich der Forderung nach Lebensnähe und die Verwerfung lebensfremder Wirklichkeit (Vgl. Guntli, ebd.). „*Leben*“ ist, so Guntli, hier nicht im organisistischen Sinne zu verstehen; Leben bedeutet soviel, wie „*Aktivität*“. Die Jungdeutschen wollen die Tat und „*das Zugreifen; sie fühlen sich mitten im täglichen Leben stehend, im Gegensatz zur mehr kontemplativen Lebenshaltung der klassisch-romantischen Geistigkeit, die eine abgehobene, aesthetisch bestimmte Sphäre für ihre Auswirkung beansprucht.*“ (ebd.). Aston geht nach ihrer Scheidung nach Berlin und durchlebt diese jungdeutschen Einflüsse. Ihre Werke werden von dieser Strömung beeinflusst.

Was Hahn-Hahn und Aston verbindet, ist die Auflehnung gegen gesellschaftliche Einrichtungen, wozu sie speziell die Ehe rechnen. Allerdings verkünden sie nicht, nach Art der Jungdeutschen, die „*Emanzipation des Fleisches*“. Heinrich Heine verlangt mit den Saint-Simonisten die Emanzipation der Frau sowie die Befreiung der menschlichen Sexualität, indem er aus weltanschaulicher Perspektive die Forderung nach „*Rehabilitation der Materie*“ ins Zentrum rückt. (Vgl. Höhn, 1997: 22). Den Begriff „*Emanzipation des Fleisches*“ hat Gerhard Höhn im Heine-Handbuch aus praktischer Sicht so definiert: Emanzipation des Fleisches sei „*Wiederherstellung der verdrängten Rechte des ‚Fleisches‘ und der Sinnlichkeit bzw. der sinnlichen Genüsse.*“ (ebd., S. 22). Die Hauptfigur von Hahn-Hahn ist ihr Sprachrohr: Mario Mengen sagt einmal zu Faustine „*die Emanzipation des Fleisches, wie das Modewort heisst,*

welches jetzt gepredigt wird – entspricht also wohl ganz ihren Wünschen?“ Und Faustine antwortet ihm:

„Unsinn, lieber Graf, kläglicher Unsinn, wie er von Leuten mit fixen Ideen nicht anders zu erwarten ist. All diese Prediger sind mit der Monomanie der Gleichheit behaftet; die sich durch eine Art von Berserkerwut gegen Alles, was bisher dominiert und primiert hat, äußert. Die aristokratische Institution, daß Vernunft, Verstand, Wille den Plebs der Sinne beherrsche, soll nicht mehr gelten. (...) Jetzt, wo alles Zünftige, als der Gleichheit und Freiheit widersprechend – abgeschafft wird, taucht plötzlich eine Zunft von Literaten auf, welche das Bestialitätsrecht verleihen möchte. Aber ich denke, sie werden es wohl für sich behalten dürfen.“ (Faustine, S. 110).

Bemerkenswert ist natürlich, dass diese Ablehnung aus einer aristokratisch bestimmten Sichtweise stammt. Darüber hinaus liebt Faustine bezüglich der Liebe als Mittel der Selbstverwirklichung nicht die Männer, sondern den Halt, den sie ihr geben sollen. Osinski glaubt deswegen daran, dass ihre Moral mit der jungdeutschen Parole einer *„Emanzipation des Fleisches“* nichts zu tun hat (Vgl. Osinski, 1998: 527). Auch bei Astons Johanna ist von der Emanzipation des Fleisches nicht die Rede. Während der Ehe mit Oburn ist sie ihm treu. Wenn sie ihn aber endlich verlässt und die *„Heiligkeit der Ehe“* zerreißt, geht von ihr nur die ideale Liebe an die Menschheit aus. Das bedeutet, nicht aus dem Verlangen nach freiem Genuss geht die feindselige Haltung beider Frauen gegenüber der Ehe hervor, sondern aus dem Hass gegen die konventionelle Ehe, deren Grundlage nicht die Liebe ist. Dieser Kampf gegen die konventionelle Ehe äußert sich bei Hahn-Hahn und Aston als Auflehnung der in ihren Empfindungen verletzten Frau gegen den Mann. Es ist der Kampf gegen eine vom Mann geschaffene Welt und Gesellschaftsordnung, was sie beide gemeinsam handeln lässt.

Es gibt zwischen beiden Frauen jedoch Differenzen. Während Louise Aston schrieb, um die neuen Erkenntnisse des Besitzbürgertums zu wecken, kritisierte Hahn-Hahn die *„bürgerlichen Verhältnisse“* als frauenfeindlich und erläuterte ihre Schreibmotivation, sie sei aus *„innerm Drang“*, um sich selbst zu genügen, wie im Kapitel 2.1.1 bereits zitiert wurde.

Während Louise Aston nicht zuletzt schriftstellerisch tätig war, um sich nach der Scheidung von Oburn ihren Lebensunterhalt zu verdienen, war Ida Hahn-Hahn seit der Scheidung finanziell unabhängig und schrieb ihre Bücher, *„(...) wie andere Leute spazieren gehen, um Luft zu schöpfen. Ich lege keinen Wert auf meine Schriften. Hätte*

ich etwas anderes gekonnt und gehabt, was die Leere in meiner Existenz ausfüllt, ich hätte nicht zur Feder gegriffen.“ (Paul Haffner, 1880: 9).

Während Louise Astons schriftstellerische Arbeit der gesellschaftlichen Veränderung galt, zeigte Ida Hahn-Hahn an der Frage der beruflichen sowie politischen Partizipation von Frauen kein Interesse:

„Ich wollte verstehen und erkennen – ja, was denn eigentlich? Den Menschen! Sprach ich zu mir selbst. Wahrscheinlich wollt' ich mich selbst verstehen lernen; aber das war unmöglich, denn kein positives Gesetz stand fest genug bei mir in Kraft, dass es mir hätte zur Richtschnur und zum Maßstab werden können, um die Erscheinungen und Bewegungen in mir und außer mir sicher und unbefangen zu beurteilen.“ (Hahn-Hahn: Von Babylon nach Jerusalem, 1851, S. 25 f.).

Trotz dieser Gegensätzlichkeit stehen Ida Han-Hahn und Louise Aston jedoch nicht gegeneinander, sondern sie entwickelten, wie Renate Möhrmann aufzeigt, das frauenspezifische Emanzipationsverständnis verschiedener gesellschaftlicher Stände:

„(...) der Befreiungskampf der Frau (mußte) auf drei verschiedenen Ebenen geführt werden (...), nämlich auf der adligen, der bürgerlichen und der proletarischen. Die Abhängigkeitsverhältnisse waren in jedem Fall andere. Die bürgerlichen Frauen ökonomisch vom Manne am abhängigsten. Im Mittelpunkt ihrer Gleichheitsbemühungen mußte daher das Recht auf Arbeit, das heißt das Recht auf eine eigene Berufstätigkeit stehen (...). Für die Frauen des Adels war die Situation dagegen die folgende: Sie waren vermögensrechtlich am besten gestellt, da ihnen im Falle der Nichtvermählung wie auch der Scheidung eine Rente zustand. (...) Die Befreiungsvorstellungen der aristokratischen Damen konzentrierten sich daher vor allem auf die emotionale und intellektuelle Gleichheit.“ (Möhrmann, Die andere Frau, S. 92).

Im Kontext der heutigen Zeit erscheint einem das individualistische Emanzipationsverständnis Ida Hahn-Hahns näher als die bürgerlichen Werte von Louise Aston, weil die heutige Frau sich dem postmodernen Einzeltum des Menschen nähert, und weil solche aristokratischen Freiheiten, wie beispielsweise Reisen oder irgendwelche Ausbildungen, zur massenhaften Alltagserfahrung von Frauen geworden sind.

Literaturverzeichnis

A. Primärtexte

- Aston, Louise. *Aus dem Leben einer Frau*. Stuttgart: Stuttgart Verlag, 1982.
- Hahn-Hahn, Ida. *Gräfin Faustine*. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann, 1986.
- Lewald, Fanny. *Diogena: Roman von Iduna Gräfin H.H.* Königstein; Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 1996.

B. Sekundärliteratur

- Abeken, Heinrich. *Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt*. 2. Aufl. Berlin: Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1898.
- Alker, Ernst. *Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert (1832-1914)*. 2., veränd. u. verb. Aufl. Stuttgart: Kroener, 1962.
- Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 12. Unveränderte Aufl. Berlin, 1969, Stichwort: Hoche, Richard: Johann Gottfried Hoche.
- Arndt, Ernst Moritz. *Fragmente über Menschenbildung*. Altona: Hammerrich, 1805.
- Arnold, Wilhelm (Hrsg.). *Lexikon der Psychologie. Psychodrama – ZZ*. Neuausg. Freiburg (u.a.): Herder, 1971.
- Aston, Louise. *Meine Emanzipation, Verweisung und Rechtfertigung*. Brüssel: C.G. Vogler, 1846.
- Bartels, Adolf. *Geschichte der deutschen Literatur*. Große Ausgabe in drei Bänden. Bd. 2: Die neuere Zeit. Leipzig, 1924.
- Barthel, Carl. *Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit*. 2. Aufl. Braunschweig: Leibrock, 1853.
- Becker-Cantarino, Barbara (Hrsg.). *Schriftstellerinnen der Romantik: Epoche-Werke-Wirkung*. München: Beck, 2000.
- Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig: Brockhaus, 1835.
- Blos, Anna. *Frauen der deutschen Revolution 1848. Zehn Lebensbilder und ein Vorwort*. Dresden: Verlag Kaden & Comp, 1928.
- Blos, Anna. Luise Aston. In Friedrich Cecilia (Hrsg.). *Aus dem Schaffen früher sozialistischer Schriftstellerinnen*. Berlin: Akad.-Verlag, 1966.
- Bovenschen, Silvia. *Die imaginierte Weiblichkeit*. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1979.

- Böttger, Fritz (Hrsg.). *Frauen im Aufbruch. Frauenbriefe aus dem Vormärz und der Revolution von 1848*. Berlin: Verlag der Nation, 1977.
- Brennglas (Pseudonym für Glassbrenner), Adolf. *Der Prophet des Jahres 1852, komischer Almanach* 8. Januar. Hamburg, 1852.
- Brinker-Gabler, Gisela u.a. *Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1800-1945*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1986.
- Bronfen, Elisabeth (Hrsg.). *Die schöne Seele: Oder die Entdeckung der Weiblichkeit*. Ein Lesebuch. o.O.: btb Taschenbücher, 1996.
- Brümmer, Franz. *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts*. Leipzig: Reclam, 1888.
- Campe, Joachim Heinrich. *Väterlicher Rath für meine Tochter*. Ein Gegenstück zum Theophron; der erwachsenern weiblichen Jugend gewidmet. 5., rechtmässige Ausg. Braunschweig: Schul- Buchhandlung, 1796.
- Chunnasart, Paveena. Magisterarbeit: *Dämonisierung des Weiblichen-Gestaltungen der Frauenfiguren in der romantischen Literatur*. Bangkok, 2001.
- Cohen, David. *Lexikon der Psychologie*. Dt. Erstausg. München: Heyne, 1995.
- Corvin, Otto von. *Aus dem Leben eines Volkskämpfers. Erinnerungen*. Bd. 3. S. 18-20. 3. Aufl. Leipzig, 1880.
- Doering, Sabine. Weibliche Faustgestalten. In <http://www.uni-oldenburg.de/presse/f-aktuell/01-doering.html>
- Dorsch, Friedrich (Begr.). *Dorsch Psychologisches Wörterbuch*. 12. überarb. und erw. Aufl. Bern (u.a.): Huber, 1994.
- Drever, James. *dtv-Wörterbuch zur Psychologie*. 8., völlig neu bearb. Aufl. München: Dt. Taschenbuchverl., 1974.
- Drosdowski, Günther (Hrsg.). *Duden Deutsches Universalwörterbuch*. Völlig neu bearb. u. stark erw. Aufl. Mannheim (u.a.): Dudenverl., 1983 und 1989.
- Eberle, Gerhard (Bearb.). *Bibliographisches Institut (Mannheim). Redaktion Naturwissenschaft und Medizin. Humboldt-Psychologie-Lexkon*. München: Humboldt-Taschenbuchverl-Jakobi, 1990.
- Eckardt, F. Der „Rechte“ der Gräfin Ida Hahn-Hahn. Eine Liebesgeschichte aus vormärzlicher Zeit. In Julius Rodenberg (Hrsg.) *Deutsche Rundschau* 104. S. 243-268. Berlin (u.a.): Dt. Rundschau, 1900.
- Edler, Erich. *Die Anfänge des sozialen Romans und der sozialen Novelle in Deutschland*. Frankfurt am Main: Klostermann, 1977.
- Eichendorff, Joseph von. *Die deutsche Salon-Poesie der Frauen*. In: J.v.E. Werke. Bd. 3. München: Winkler, 1976.

- Eickhoff, Birgit (Red.). *Duden, das Bedeutungswörterbuch*. 3. Neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim (u.a.): Dudenverl., 2002.
- Ewald, Johann Ludwig. *Die Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden*. Ein Handbuch für erwachsene Töchter, Gattinnen und Mütter. Frankfurt a.M.: Wilmans, 1807.
- Fingerhut, Karlheinz. Das Proletariat im bürgerlichen Unterhaltungsroman: Über Louise Aston. In Peter K. Kirchhof (Red.) *die Horen. Bücher & Menschen. Vergessene Autoren. Revisionen, Entdeckungen und Erinnerungen*, S. 40-49. Bremerhaven: Wirtschaftsverlag NW, 1985.
- Fingerhut, Karlheinz. *Louise Aston. Ein Lesebuch: Gedichte, Romane, Schriften in Auswahl (1846-1849)*. Stuttgart: Hans-Dieter Heinz Akademischer Verlag Stuttgart, 1983.
- Fränkel, Ludwig (Hrsg.). In *Allgemeine Deutsche Biographie*. Bd. 52. Stichwort: Meier Luise, Leipzig, 1906.
- Freudenthal, Margarete. Bürgerlicher Haushalt und bürgerliche Familie vom Ende des 18. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. In Heidi Rosenbaum (Hrsg.). *Familie und Gesellschaftsstruktur*. S. 261-281. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 1974.
- Frevert, Ute. *Frauen-Geschichte zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986.
- Geiger, Ruth-Esther. Louise Aston (1818-1871). In Hans Jürgen Schultz (Hrsg.), *Frauen: Porträts aus zwei Jahrhunderten*, S. 88-100. Stuttgart: Kreuz Verlag, 1981.
- Gnüg, Hiltrund und Möhrmann, Renate (Hrsg.). *Frauen – Literatur – Geschichte: Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991.
- Goetzing, Germaine. *Für die Selbstverwirklichung der Frau: Louise Aston. In Selbstzeugnissen und Dokumenten*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1983.
- Gulde, Hildegard. *Studien zum jungdeutschen Frauenroman*. Phil. Diss. Universität Tübingen, 1931.
- Gundolf, Friedrich. *Goethe*. Berlin: Bondi, 1925.
- Guntli, Lucie. *Goethezeit und Katholizismus im Werk Ida Hahn-Hahns: Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Münster: Helios-Verlag, 1931.
- Haffner, Paul: *Gräfin Ida Hahn-Hahn. Eine psychologische Studie*. Frankfurt am Main: Foesser, 1880.
- Hahn-Hahn, Ida. *Clelia Conti*. Berlin: Duncker, 1846.

- Hahn-Hahn, Ida. *Der Rechte*. 2. Aufl. Berlin: Duncker, 1845.
- Hahn-Hahn, Ida. *Orientalische Briefe*. Berlin: Duncker, 1844
- Hahn-Hahn, Ida. *Von Babylon nach Jerusalem*. Mainz: Kirchheim & Schott, 1851.
- Hahn-Hahn, Ida. *Zwei Frauen*. Berlin: Duncker, 1845.
- Hamilton, Edith. *Mythology. Timeless Tales of Gods and Heroes*. New York: Mentor, (n.d.).
- Hammerstein, Katharina von. Selbst-Geschichte(n)-Schreiben. Dokumente persönlicher Lebensführung und politischen Engagements einer Vormärzlerin: Louise Aston. In Magdalene Heuser (Hrsg.). *Autobiographien von Frauen: Beiträge zu ihrer Geschichte*, S. 285-301. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1996.
- Hechtfisher, Ute (Hrsg.). *Metzler-Autorinnen-Lexikon*. Stuttgart: Metzler, 1998.
- Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf. Akz.Nr. 70.351, Louise Aston an Julius Campe, Brief vom 28 März 1847, Brief vom Juni 1847.
- Helmer, Ulrike. Nachwort zu Diogena von Fanny Lewald. Königstein (u.a.): Helmer, 1996.
- Herrmann, Theo (Hrsg.). *Handbuch psychologischer Grundbegriffe*. München: Kösel, 1977.
- Höhn, Gerhard. *Heine Handbuch*. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Stuttgart (u.a.): Metzler, 1997.
- Jens, Walter (Hrsg.). *Kindlers Neues-Literatur-Lexikon*. Studienausg. München: Kindler, 1996.
- Kempcke, Günter. Zentralinstitut für Sprachwissenschaft. Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache L-Z. Berlin: Akademie-Verlag, 1984.
- Kersten, Kurt. Eine Revolutionärin der Liebe (Luise Aston). In Stefan Grossmann (geleitet von). *Das Tagebuch*, S. 1303-1305. 4. Jg./2. Hj., 1923.
- Kienzl, Hermann. *Die Faustine*. In Königsberger Hartungsche Zeitung. Jg. 1920 vom 13.1.
- Kober-Merzbach, Margaret. Ida Gräfin Hahn-Hahn. In *Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur* 47. S. 27-37, 1955.
- Kroll, Renate (Hrsg.). *Metzler Lexikon Gender Studies Geschlechterforschung*. Stuttgart (u.a.): Metzler, 2002.
- La Mara (Pseud. Marie Lipius) (Hrsg.). *Musikalische Studienköpfe*. Leipzig: Schmidt&Günther, 1904.

- Largier, Niklaus. *Diogenes der Kyniker*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1997.
- Lewald, Fanny. *Meine Lebensgeschichte: Leidensjahre* Bd. 2. Frankfurt am Main: Helmer, 1989.
- Lipp, Carola. Bräute, Mütter, Gefährtinnen. Frauen und politische Öffentlichkeit in der Revolution 1848. In Helga Grubitzsch (u.a.) (Hrsg.). *Grenzgängerinnen. Revolutionäre Frauen im 18. Und 19. Jahrhundert*. Bd. 33 der Reihe Geschichtesdidaktik. Düsseldorf. 1985.
- Maître, Elisabeth le. *Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ein Lebensbild nach der Natur gezeichnet*. Leipzig: Fleischer, 1869.
- Mayer, Hans. *Außenseiter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977.
- Milkereit, Gertrud. *Das Unternehmerbild im zeitkritischen Roman des Vormärz*. Köln: Forschungsinstitut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität zu Köln, 1970.
- Möhrmann, Renate. *Die andere Frau. Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der Achtundvierziger-Revolution*. Stuttgart: Metzler, 1977.
- Möhrmann, Renate (Hrsg.). *Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Texte und Dokumente*. Stuttgart: Reclam, 1978.
- Möhrmann, Renate. Louise Aston. In *Emma*, Januar, Nr.1, hrsg. von Alice Schwarzer, Serie: „Unsere Schwestern von gestern“, S. 58 f., 1978.
- Munster, Katrien van. Dissert. *Die junge Ida Gräfin Hahn-Hahn*. Graz, 1929.
- Müller, Helmut M. *Deutsche Geschichte in Schlaglichtern*. 3., überarb. Aufl. Mannheim; Leipzig; Wien: Meyers Lexikonverl., 1996.
- Neis, Edgar. *Erläuterungen zu Goethes „Faust“ Teil I*. 2. Aufl. Hollfeld: C.Bange Verlag, 1977.
- Oberembt, Gert. „Eine Erfolgsautorin der Biedermeierzeit. Studien zur zeitgenössischen Rezeption von Ida Hahn-Hahns frühen Gesellschaftsroman“. In Woesler, V.W. *Kleine Beiträge zur Drosteforschung 1972/73*, S. 46-71. Dülmen, 1973.
- Oberembt, Gert. *Ida Gräfin Hahn-Hahn: Weltschmerz und Ultramontanismus. Studie zum Unterhaltungsroman im 19. Jahrhundert*. Bonn: Bouvier, 1980.
- Osinski, Jutta. Von der Nachfolgerin George Sands zur Grade Dame des katholischen Milieus: Ida Gräfin Hahn-Hahn. In Renate von Heydebrand (Hrsg.). *Kanon Macht Kultur*, S.524-539. Stuttgart: Metzler, 1998.
- Ossege, Barbara. *Mutterhure: Weiblichkeit im Wechsel der Diskurse*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges., 1998.

- Peitzmeyer, Maria. *Ida Gräfin Hahn-Hahn*. Münster, 1924 (masch. Diss.).
- Presser, Jacob. *Memoires als geschiedbron*. In Winkler Prins Encyclopedie. Amsterdam (u.a.), 1958.
- Prutz, Robert. *Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848 bis 1858*. Bd. 2. S. 249. 2. Aufl. Leipzig: Günther, 1870.
- Rarisch, Ilsedore. *Das Unternehmerbild in der deutschen Erzählliteratur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Ein Beitrag zur Rezeption der frühen Industrialisierung in der belletristischen Literatur*. Berlin: Colloquium Verlag, 1977.
- Ritter, Joachim (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie Se-Sp*. Völlig Neubearb. Ausg. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1971.
- Rumpel-Nienstedt, Sabine. „Thäterinnen der Liebe“ - Frauen in Wohltätigkeitsvereinen. In Carola, Lipp (Hrsg.). *Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen*, S.206-231. Moos (u.a.): Elster-Verlag, 1986.
- Sautermeister, Gert. Deutsche Erzählprosa der Restaurationszeit. In Norbert Altenhofer (Hrsg.). *Neues Handbuch der Literaturwissenschaft*. S. 81-118. Bd. 16: Europäische Romantik III. Wiesbaden: Aula, 1985.
- Schauerte, Heinrich. *Die Fabrik im Roman des Vormärz*. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag, 1983.
- Schieth, Lydia. *Die Entwicklung des deutschen Frauenromans im ausgehenden 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gattungsgeschichte*. Frankfurt am Main (u.a.): Lang, 1987.
- Schmidt, Julian. *Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert*. 2., durchaus umgearb., um einen Band vermehrte Aufl. Leipzig (u.a.): Herbig (u.a.), 1856.
- Schmidt, Julian. *Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod*. Bd. 3, 5. Aufl. Leipzig: Grunow, 1867.
- Schneider, Gabriele. *Fanny Lewald*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1996.
- Schons, Paul A. Short Biographies of Noted Germans, Austrians and Swiss. In http://webcampus3.stthomas.edu/paschons/language_http/German/bios/h.html
- Sengle, Friedrich. *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815 – 1848*. Stuttgart: Metzler, Bd.1 1971, Bd. 2, 1972.
- Sommerhoff, Barbara. *Frauenbewegung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1995.
- Steinmann, Kurt (Hrsg.). *Das Leben des Diogenes von Sinope: erzählt von Diogenes Laertios*. Zürich: Diogenes Verlag, 1999.

- Stoehr, Irene. „Organisierte Mütterlichkeit“. Zur Politik der deutschen Frauenbewegung um 1900. In Karin Hausen (Hrsg.). *Frauen suchen ihre Geschichte*. München: Beck, 1983.
- Sury, Kurt von. *Wörterbuch der Psychologie und ihrer Grenzgebiete*. 4., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Olten (u.a.): Walter, 1974.
- Taeger, Annemarie. Nachwort in Ida Hahn-Hahns *Gräfin Faustine*. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann, 1986.
- Tebben, Karin (Hrsg.). *Beruf: Schriftstellerin: Schreibende Frauen im 18. Und 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1998.
- Trunz, Erich (Hrsg.). *Johann Wolfgang Goethe: Werke*. 11. Aufl. Bd. 3 (Faust). München: Beck, 1981.
- Ungern-Sternberg, Alexander von. *Erinnerungsblätter aus der Biedermeierzeit*. Potsdam-Berlin: Kiepenheuer, 1919.
- Ungern-Sternberg, Alexander von. *Tutu*. Leipzig: Weber, 1846.
- Von Gottschall, Rudolf. *Aus meiner Jugend. Erinnerungen*. Berlin: Verlag von Gebrüder Paetel, 1898.
- Wahrig, Gerhard (Hrsg.). *Brockhaus Wahrig. Deutsches Wörterbuch. P-Std.* Wiesbaden (u.a.): Brockhaus (u.a.), 1983.
- Weber-Kellermann, Ingeborg. *Frauenleben im 19. Jahrhundert*. 4. Aufl. München: Beck, 1998.
- Wedel, Gudrun. Rekonstruktionen des eigenen Lebens Autobiographien von Frauen im 19. Jahrhundert. In Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.). *Deutsche Literatur von Frauen*, S.154-165. München: Beck, 1988.
- Weiglin, Paul. Ein Gelehrter, ein Narr und eine Dame von Welt. In Julius Rodenberg (Hrsg.) *Deutsche Rundschau*. Jg. 76., S. 955-962. Berlin (u.a.): Dt. Rundschau, 1950.
- Wenninger, Gerd (Hrsg.). *Lexikon der Psychologie*. A bis Why. (Internet), 2002.
- Westhoff-Krummacher, Hildegard. *Als die Frauen noch sanft und engelsgleich waren*. Münster: Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, 1995.
- Wiedemann, Kerstin. Sexualität und Weibliche Identität in George Sands Indiana. In Gustav Frank (Red.). „*Emancipation des Fleisches*“ *Erotik und Sexualität im Vormärz*, S.127-140. Bielefeld: Aisthesis-Verl., 1999.
- Wimmer, Barbara. *Die Vormärzschriftstellerin Louise Aston: Selbst- und Zeiterfahrung*. Frankfurt am Main; Berlin; Bern: Lang, 1993.

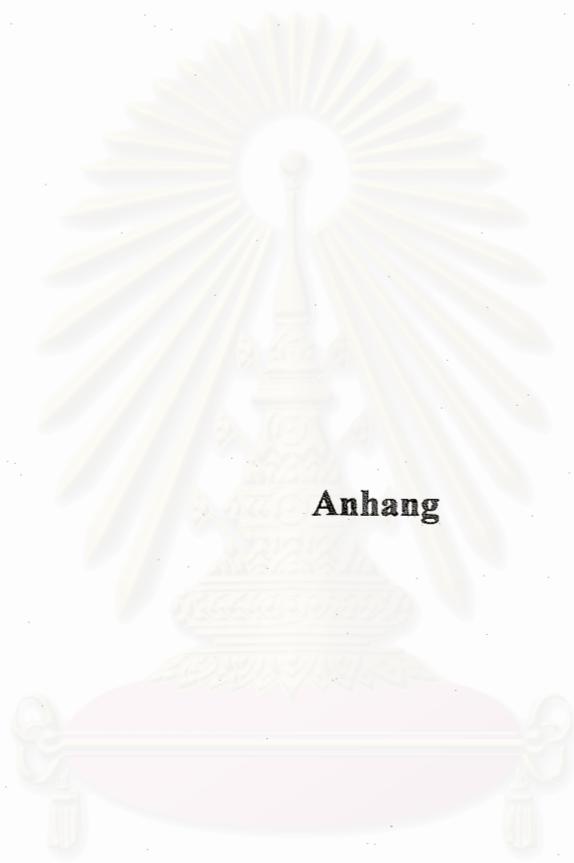
Windfuhr, Manfred. Der schwarze Romantiker. In *Merian, das Monatsheft der Städte und Landschaften*. Düsseldorf 27.7., S. 68-70. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1974.

Würtz, K. *Das Problem des deutschen Gesellschaftsroman im 19. Ahrhunderts –von Goethes „Wilhelm Meister“ bis 1914*. Diss phil-Marsch. Würzburg, 1944.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliographie und verwandte Interesse. Leipzig (u.a.): Seemann (u.a), 1903-4.



สถาบันวิทยบริการ
จุฬาลงกรณ์มหาวิทยาลัย



สถาบันวิทยบริการ
จุฬาลงกรณ์มหาวิทยาลัย

Anhang

Der Historische Faust

Der historische Faust wurde um 1480 in dem württembergischen Städtchen Knittlingen bei Maulbronn geboren; es sind uns eine ganze Reihe von Äusserungen Melanchthons überliefert, die dieser –offenbar in seinen Vorlesungen– über den übelbeumundeten und ihm persönlich bekannten Gesellen getan hat. Die zweite Tatsache, die wir aus Melanchthons Munde erfahren, ist ein Aufenthalt Fausts in Wittenberg vor 1532 und seine Flucht von dort nach Krakau. In Wittenberg soll er Theologie und Medizin studiert, in Krakau dagegen sich der Magie (Zauberkunst) ergeben haben, auch mit vielen Kabbalisten (Anhänger der jüdischen Geheimlehre) verkehrt haben und durch diese in die jüdischen Geheimnisse über das Wesen Gottes, die himmlischen Dinge und die Entstehung der Welt eingeführt worden sein, zaubern gelernt, sich der Astrologie zugewandt und aus dem Stande der Gestirne gewahrsagt haben. Von den Gelehrten als Schwindler verachtet, fand er auf seinen Reisen durch die ganze Welt durch seine in möglichst marktschreierischer Weise veranstalteten Zauberkunststückchen großen Zulauf, so durch einen Flugversuch in Venedig, durch Goldmachen in Maulbronn, Beschwörung homerischer Helden in Erfurt, Fassreiten in Leipzig u.a.m. Auch hierüber weiß Melanchthon viel zu berichten. Er ist es auch, der ihm den Teufel in Gestalt eines Hundes als Begleitung zuweist. Von seinem Ende erzählt Melanchthon: „Vor wenig Jahren sass derselbe Johannes Faustus am letzten Tage sehr traurig in einem gewissen Dorfe des Herzogtums Württemberg. Sein Wirt spricht ihn an, warum er so traurig sei ganz gegen Sitte und Gewohnheit. Um Mitternacht wird das Haus gewaltig erschüttert. Da Faust am anderen Morgen nicht aufstand und es bereits nahe an Mittag war, ging der Wirt mit einigen Begleitern in sein Zimmer und fand ihn am Boden liegend, mit verdecktem Gesicht, also vom Teufel getötet.“

Diese Nachricht über das Ende des historischen Faust wird noch von anderer Seite bestätigt. Die Zimmersche Chronik, deren Aufzeichnungen bis 1566 gehen, berichtet, dass um 1540 der weltberühmte Schwarzkünstler Faustus „zu oder doch nit weit von Staufen, dem Städtlein im Breisgau, in großem Alter vom bösen Geiste umgebracht worden sei.“

Der Faust der Volkssage

Immer mehr schließen sich in den folgenden Jahrzehnten neue Anekdoten der Faustgeschichte an, immer dichter wird der Sagenkreis, immer mehr verflüchtigen sich die Züge der historischen Persönlichkeit, und dank dieser mythenbildenden Tätigkeit des Volkes ist die Gestalt des Landfahrers rund 40 Jahre nach dem Tode des historischen Faust reif zur zusammenfassenden historischen Darstellung. Die über ihn verbreiteten Sagen erscheinen unter dem Titel „Historia von Dr. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwarzkünstler“ 1587 zu Frankfurt a.M. bei Johann Spies und werden noch in demselben Jahr ins Englische übersetzt. Schon in diesem Buch wird der Magier durch seinen unbezwinglichen Drang nach Erkenntnis zu dem Pakt mit dem Teufel veranlasst. Es heißt von ihm: „Er nahm Adlerflügel an sich und wollte alle Gründe im Himmel und auf Erden erforschen.“ Eine Bearbeitung dieses Buches mit vielen theologischen und anderen Betrachtungen verfasste der Hamburger G.R. Widmann, und einen Auszug hieraus bildete das Buch des Nürnberger Arztes Nikolaus Pfitzer. Endlich erschien im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts eine zeitgemäße, kurze Zusammenfassung des Werkes von einem anonymen Verfasser, der sich als ein „Christlich Meinender“ bezeichnete. In dieser Gestalt drang das Volksbuch in die weitesten Kreise und wurde auch von Goethe in seiner Knabenzeit gelesen.

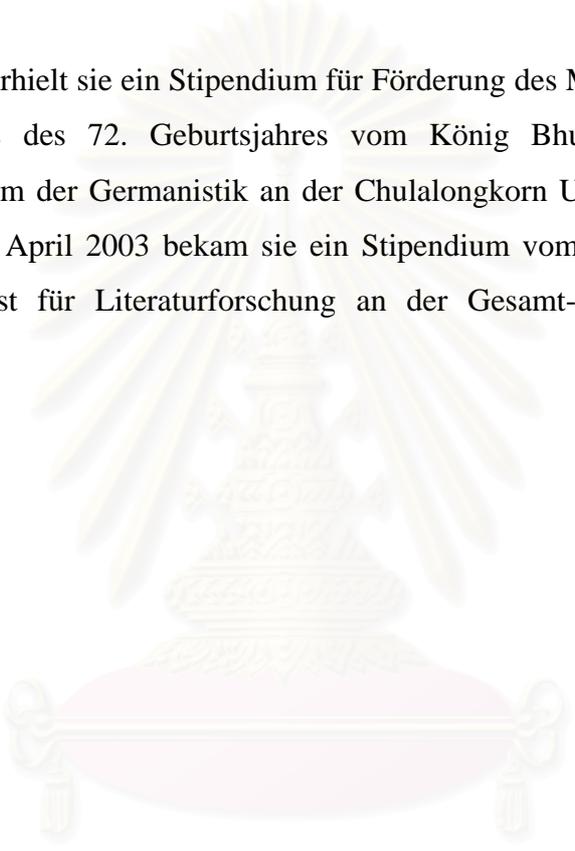
(Aus dem Buch *Erläuterungen zu Goethes „Faust“ Teil I* von Dr. Edgar Neis genommen)

สถาบันวิทยบริการ
จุฬาลงกรณ์มหาวิทยาลัย

Über die Verfasserin

Warangkana Siriwanont wurde am 27. September 1979 in Bangkok geboren. Im März 2001 absolvierte sie das B.A. Studium mit Auszeichnung (First Class Honors) im Fachgebiet Germanistik/Deutsch an der Chulalongkorn Universität, Faculty of Arts und erhielt dafür eine Goldmedaille. Nach dem Studium bekam sie, vom April bis Mai 2001, ein Stipendium von der Deutsch-Thailändischen Gesellschaft. Das ermöglichte ihr bei Thomas-Morus-Akademie in Bensberg, Deutschland ein Praktikum zu machen.

Im Juni 2001 erhielt sie ein Stipendium für Förderung des Magisterstudiums anlässlich des Jubiläums des 72. Geburtsjahres vom König Bhumiphon und begann das Magisterstudium der Germanistik an der Chulalongkorn Universität, Faculty of Arts. Für Februar – April 2003 bekam sie ein Stipendium vom Deutschen Akademischen Austauschdienst für Literaturforschung an der Gesamt- und Hochschule Siegen, Deutschland.



สถาบันวิทยบริการ
จุฬาลงกรณ์มหาวิทยาลัย